



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißeinnicht 1935

8 (1935)

Vergißmichnicht



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 8

August 1935

53. Jahrgang

Zum Fest Mariä Himmelfahrt

*Hymnus „O quam glorifica luce coruscas“, von Hucbald,
Benediktinermönch von St. Amand in Flandern (840—930)*

Herrlich vom Lichte bist ganz du umflossen
Jungfrau Maria auf himmlischem Thron,
Die du aus Davids Stamm einst bist entsprossen,
Dich preist der Himmel mit jubelndem Ton!

Mutter geworden und Jungfrau geblieben
Trugst du am Herzen das göttliche Kind:
Gott, den Allmächtigen durftest du lieben,
Betten im heiligen Schoße ihn lind.

Ihm, den anbeten die Völker der Erde,
Beugen in Andacht sich alle Knie;
Heute, wo du im Himmel verklärte
Königin bist, verlasse uns nie!

Vater, gib, daß wir das Licht einst schauen
Durch deinen lieben Sohn, Jesus Christ,
Der mit dir wandelt auf himmlischen Auen
Mit dir und dem Geiste All-Herrscher ist.

Nach dem latein. Text von P. Dominikus RMM.

Marienlied — aus fernem Süd

IV.

Wie mit Christus und seiner heiligen Kirche, so ist Maria mit dem gesamten katholischen Missionswerk untrennbar verbunden. Durch die Mutter der Lebendigen soll allen Völkern im Schatten des Todes das ewige Leben werden. Wo die gottbestellte Mittlerin aller Gnaden fehlt, da gibt es keine wahre Bekehrung der Heiden, kein dauerndes, echtes Christentum. Sogar viele der besseren Heiden haben ein erstaunlich richtiges Gefühl für diese geheimnisvolle Tatsache. Wie ihre Vernunft die Existenz eines höchsten Wesens als selbstverständlich anerkennt, so empfindet ihr Herz auch hohe Verehrung für seine heiligste Mutter, sobald sie mit dem Christentum näher in Berührung kommen. Die Japaner z. B. frugen bei der Ankunft von Missionaren sogleich, ob sie Maria, die Mutter Christi verehren? Die Bejahung gewann sofort ihr volles Vertrauen. Bei den Chinesen findet die hohe Auszeichnung der Himmelskönigin in der kath. Kirche begeisterten Anklang. Den Indiern ist die „Mutter Aller“ sympathisch.

Ähnliches stellten die Missionare aller Bantustämme Afrikas fest. Aus dem Süden und Gebiete der Mariannhiller könnten überraschende Beispiele angeführt werden. Auch der frühere König des Basutolandes gab den Katholiken den Vorzug, weil sie, „taktvoller als die Andersgläubigen“, die Mutter des Erlösers nicht ignorieren, sondern geziemend hochachten. — Daß die Oblaten der unbefleckten Jungfrau dort die Mission übernahmen, galt den Basutos als guter Stern. Die einigermaßen unterrichteten Swazis schätzen sich gegenwärtig besonders glücklich, daß „Diener Mariens“, die Serviten, ihre geistlichen Väter sind. Nicht minder sind die Söhne des hl. Alfonsus in Transbaal, die Franziskaner-Missionarinnen Mariens und die Töchter des hl. Dominikus unter den Neubefehrten beliebt. Das echt Marianische übt einen geheimnisvollen Zug auf die Seelen aus, welcher Rasse und Bildungsstufe sie auch angehören.

China und Indien erfreuen sich mancher marianischen Gnadenstätten. Amerika sah längst wirkliche Erscheinungen der Himmelskönigin. Sogar Ozeanien und die Inselwelt gingen nicht ganz leer aus. — Sollte nicht auch Afrika einmal eines Besuches der Mutter der Gnaden gewürdigt werden? In Nordafrika und Abessinien wirkte sie zwar schon Großes. Uganda ist ihr offiziell besonders geweiht und mit Helden des Martyriums gesegnet. Aber in sichtbarer Gestalt schritt Maria nur durch den Südosten Ägyptens, als sie mit dem hl. Joseph Afrika schon den Erlöser brachte. Sonst aber ist noch kein Ort bekannt, wo eine bevorzugte Seele Maria schauen durfte, wie etwa die hl. Bernadette an der Grotte von Lourdes oder die Kinder zu Fatima in Portugal. Letzteres Ereignis hatte übrigens auch für Afrika schon Segensfolgen, indem das geistig wunderbar restaurierte Mutterland nun auch portugiesisch Ostafrika heilsam beeinflusst. Die Tatsachen von Lourdes werfen Lichtstrahlen auch in den dunklen Erdteil, namentlich durch viele französische Missionare, die marianische Begeisterung in den Süden tragen.

Eigentlich ist jedes katholische Missionsplätzchen ein bevorzugter Ort, wo durch Maria unsichtbare Wunder der Gnade vor sich gehen. Jede Station bedeutet eine wirkliche Gnadenstätte, denn die Genesung der



Der dich, o Jungfrau, im Himmel gekrönt hat!

Seelen, die Umwandlung der Heiden in gute Christen ist etwas viel Größeres, als die Heilung von Krankheit oder die Auferstehung eines leiblich Toten! Wir führten bereits über 50 Plätze des Mariannhiller Missionsgebietes an, die mit altherwürdigen Namen marianischer Gnadenstätten geschmückt sind, wie z. B. unser Einsiedeln, Ezenstochau und Otting. Aber auch die 20 übrigen Vikariate und Präfecturen des Südens wetteifern mit Mariannhill, das Reich der Gnadenkönigin immer mehr zu erweitern. Seit drei Jahren ist das Fest Mariä Aufnahme in den Himmel am 15. August für ganz Südafrika zum gebotenen Feiertag erhoben. Ein sehr erfreulicher Fortschritt im Lande nichtkatholischer Vormachtstellung! Im Mariannhiller Gebiete wurden übrigens in den ersten 25 Missionsjahren fast alle sieben Marienfeiertage festlich begangen,



Primiz von P. Birmin Klaunzler R.M.M., aus Amberg (Schw.)

wenigstens im engeren Kreise der Söhne und Töchter des sel. Gründers, Abt Franz, dem trotz energischen Gebetseifers „ein Marienitag doch mehr galt als 7 Werkstage“.

Afrika hat also noch keinen Erscheinungs- und Wallfahrtsort, wo lange Prozessionen mit Kreuz und Fahnen betend und singend zur Mutter der Gnaden ziehen. Keine Marienquelle, aus welcher sterbende Neger gesund heraussteigen. Aber es besitzt doch schon viele Hundert katholische Kirchen und Kapellen, zu denen allsonntäglich die Neubekehrten wallen. Seit bald 100 Jahren stiegen auch im Süden Tausende von Afrikanern aus dem Taufbrunnen als neugeborene Gotteskinder. Von diesen tragen eine gute Anzahl sogar bereits das geistliche Kleid. Und das alles durch die glorreiche Missionskönigin Maria!

D. D.

(Fortsetzung folgt).

Mission ist Wachstum. Missionskraft ist Lebenskraft. Missionsgeist ist Glaubensgeist. Missionsliebe ist Gottesliebe, ist Christusliebe, ist Seelenliebe.

Zeige uns dein Reich!

20.

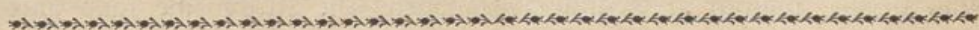
Die Summe alles dessen, was Gott von Anbeginn der Zeiten erschaffen hat und bis zum Schlusse der Schöpfungsperiode noch ins Dasein ruft bildet, wie gesagt, das Gesamtreich Christi. Wir leben, bewegen uns und sind in seinen Grenzen. Jeder von uns kennt einen kleinen oder größeren Teil vom universalen Christkönigreiche. Jeder Einzelne ist selbst ein lebendiger Teil desselben. Jeder Mensch wird für das Gottesreich Christi geboren!

Er soll für dasselbe leben und wirken im kleinen oder weiteren Kreise seines Standes und Berufes. Der Berufe und Tätigkeitsfelder sind viele; doch alle zielen auf das eine, große Gotteswerk. Jede Arbeit soll ihm gelten, jeder Dienst ihm gewidmet sein, alle Mühen und Opfer ihm geweiht!

Wir alle sind auf Erden, um Gott und sein Reich zu erkennen, Gott und sein Reich zu lieben. Gott und seinem Reiche zu dienen. Diese erhabene Bestimmung ist des Menschen höchste Ehre. Die treue Erfüllung dieser Aufgabe sein eigentliches, wahres und dauerndes Glück! Niemand ist davon ausgeschlossen, keiner gehindert. Das von der Vernunft, dem Gewissen und göttlichen Willen geregelte Tun und Lassen ist ein immertwährender Reich-Christi-Dienst. Was von dieser Norm abweicht, die sündhaften Handlungen und die Bestrebungen der Gottlosen schließen sich allerdings davon aus. Satan und seine Verführten arbeiten gegen das Gottesreich. Dennoch müssen sie wider Willen und auf Umwegen irgendwie dem Endziel dienstbar sein . . .

Der wohlunterrichtete Christ aber dient freiwillig und in großer Herzensfreude seinem Daseinszweck und ehrenvollsten Lebensziel. Er denkt und handelt nach dem Wahlspruch eines früheren berühmten Staatsmannes: „Zu allem stets bereit — für des Reiches Herrlichkeit!“

Unsere Erdenzeit gleicht den Vorbereitungen zum größten und herrlichsten Eucharistischen Weltkongresse. Unser Leben darf und soll eine immertwährende Mitarbeit an der fortschreitenden Entfaltung und kommenden Vollendung des grandiosen Schauspieles der Glorie Christi sein! Wie das katholische Irland, Amerika und Argentinien zu den weltbekannten Kongressen einmütig ihr Bestes leisteten, so wir alle für Christi Reich!



Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missions- nachrichten!

Am Mitrophon: P. Otto Heberling RMM.

Erster Besuch des Apostolischen Delegaten auf der Missionsstation Mariazell: Ungeheure Volkscharen begrüßten kürzlich mit großer Freude den Apostolischen Delegaten von Südafrika, Se. Exzellenz, Erzbischof B. S. Gijlswijk bei seinem ersten Besuch auf der Missionsstation Mariazell am Fuße der Drakensberge. Der hohe Herr traf in Begleitung von Monsignore E. Hanisch, dem Apostolischen Präfekten von Umtata und vielen Mariannhiller Missionaren ein. Basutos im Festschmuck ritten dem Besucher auf Pferden und Ochsen ein Stück Weges entgegen. Mehrere Hundert Schulkinder, darunter die „Pathfinders and Wahfarers“ (Pfadfinder und Wandervögel), der Lehrkörper des Mariazeller Kollegs, Patres, Brüder und Schwestern, hatten am Tor der Missionsstation Aufstellung genommen. Bei der Ankunft des Stellvertreters des Papstes sang der Kirchenchor das „Ecce Sacerdos magnus“. Unter dem Geläute der Glocken zog die Prozession in die herrliche Missionskirche ein. Sie war mit Eingeborenen dicht gefüllt. Freudigen Herzens waren die guten Leute herbeigeeilt, um den päpstlichen Segen zu erhalten. Monsignore E. Hanisch RMM. richtete herzliche Worte der Begrüßung an den Gesandten des Heiligen Vaters in Rom. Se. Exzellenz, der Apostolische Delegat, dankte in tiefempfundenen Worten und bekundete seine Freude über den überaus feierlichen Empfang, der ihm am Fuß der Drakensberge zuteil wurde. — Am nächsten Tage, es war der 5. Mai, zelebrierte der hohe Besucher ein Pontifikalamt und weihte anschließend das neuerrichtete Hochschulgebäude ein.

Landwirtschaftlicher Lehrgang für Eingeborenen-Farmer: Am 24. und 25. April fand in der Landwirtschaftsschule der Missionsstation Reichenau ein kurzer Lehrgang für Eingeborenen-Farmer statt. 60 katholische Eingeborenen-Farmer nahmen an dem Kurs teil. Die Belehrungen und Unterweisungen wurden von zwei Mariannhiller Missionspriestern und zwei Missionsbrüdern gegeben. Gleichzeitig sorgte eine Ausstellung von landwirtschaftlichen Produkten für den nötigen praktischen Anschauungsunterricht. Der Kurs wurde auch von einigen Ehrengästen besucht und von diesen mit aufmunternden Worten bedacht. Unter anderem beehrte der Oberkommissar für die Eingeborenen Natal den Kurs mit seinem Besuch. Ferner waren zugegen die Landwirtschaftsdirektoren für die ganze südafrikanische Union und für Natal, der Oberschulinspektor von Natal, der Magistrat des Distriktes, der Distriktschulinspektor und der Distriktsarzt. Da die Teilnehmer des Kurses das größte Interesse zeigten, wurde beschlossen, im nächsten Jahr am gleichen Platz einen ähnlichen Kurs zu veranstalten. —

Kirchweihe in Richmond: Nach den Kirchweihen auf den Missionsstationen Himmelberg und Mariatrost hatte nun auch das Distriktsstädtchen Richmond in der Nähe der Missionsstation Einsiedeln seine Kirchweihe. Schon lange hatten weiße, halbweiße und schwarze Katholiken des Städtchens den sehnlichsten Wunsch gehabt, doch auch eine eigene Kirche zu erhalten, um ihren religiösen Pflichten besser nachkommen zu können. Nun ist ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Die Kirchweihe fand unter

größter Anteilnahme der ganzen Bevölkerung statt. Möge Christus, der eucharistische König, vom Tabernakel der neuen Kirche aus herrschen im ganzen Städtchen und recht viele, die ihn noch nicht kennen und lieben, an sich ziehen.

Ein Bantu-Prophet und Sektengründer gestorben: Issaih Schembe, ein vielgenannter Eingeborenen-Prophet und Sektengründer, ist am 2. Mai vor den Richterstuhl Gottes gerufen worden. Lange Jahre hat dieser Mann in Natal und darüber hinaus sein Unwesen getrieben und verhältnismäßig viele Anhänger gewonnen. Seine Religion war ein Gemisch von Judentum, Christentum und Heidentum. Er gab an, seine Religion auf ganz geheimnisvolle Weise von Gott erhalten zu haben. Bald sagte er, er wäre schon einmal gestorben gewesen, und hätte bei



Ein Pontificalamt in der Mission (Mariannhill)

dieser Gelegenheit von Gott seine Sendung erhalten, bald behauptete er, Gott habe ihn in die Wolken entrückt und ihm dort den Auftrag gegeben, zu predigen. Seinen Anhängern verbot er streng, bei Krankheiten zu einem Arzt zu gehen, oder Medizin einzunehmen. Alle Krankheiten sollten nur durch Gebet wieder geheilt werden. Von sich behauptete er, daß er nicht auf natürliche Art und Weise sterben, sondern einfach in den Himmel auffahren würde. Von all seinen Prophezeiungen ist nun aber nichts mehr übrig geblieben. Er wurde nämlich von einem kleinen giftigen Tierchen gebissen. Bald war das Gift in alle Adern gedrungen, und brachte ihn dem Tode nahe. Den Rat, einen Arzt rufen zu lassen, wies er energisch zurück. Das Gebetsbeten seiner Anhänger nützte ihm aber nichts, sodaß er eben an Blutvergiftung sterben mußte. Kurz vor seinem Tode rief der arme Mann dann doch noch einen protestantischen Geistlichen, der ihm helfen sollte, einige große, ungesetzmäßige Taten in Ordnung zu bringen. Möge ihm Gott ein gnädiger Richter sein!

Auf Wiederhören!

Begegnungen mit Afrikanern

Von P. Otto Heberling RMM.

I.

Im Sommer 1916 war's. Die Sommeschlacht tobte. Von der Champagne wurde die 28. Division mitten ins Schlachtgewühl des Sommegebietes hineingeworfen. Das Grenadierregiment 110 wurde links der Stadt Peronne eingesetzt.

Schon die weit hinter der Front gelegenen, von französischen Zivilisten bewohnten Dörfer wurden von weittragenden Geschützen beschossen und die Zufahrtsstraßen mit schweren Kalibern belegt. Als wir gerade, noch immer in Kompagnieordnung, durch ein Dorf marschierten, sauste eine schwere Granate in ein Haus. Schreckensschreie der Zivilisten gellten durch die Luft, Jammern und Wehklagen und Todesröcheln folgte. — Die armen Leute! — Zerrissen von den berstenden Geschossen der eigenen Soldaten! — Dasselbe Schicksal würde auch unseren Lieben in der Heimat zuteil werden, dachte ich da, wenn — nun, wenn wir Soldaten an der Front nicht unsere Pflicht bis aufs äußerste erfüllen würden.

Wir marschierten weiter, nachdenklich, schweigend. Der Tod umlauerte uns um so heimtückischer, je näher wir der unter Trommelfeuer liegenden ersten Linie rückten. Wer von uns würde wohl noch gesund und heil und lebend aus dieser Hölle zurückkommen?! —

Beim Dunkelwerden hatten wir das Somme-Flußgebiet erreicht. Weite Sumpfstrecken waren zu überwinden. Auf einem, von Pionieren gelegten Lauffteg tasteten wir uns voran. Der Lauffteg lag unter feindlichem Artilleriefeuer. Rechts und links sausten die Granaten in den Sumpf und in das Wasser. Viele versanken, ohne gleich zu krepieren, zischend und fauchend in der bodenlosen Tiefe und wirbelten die schlammige Masse haushoch in die Luft. Schlammregen klatschte dann auf uns nieder. — Dann gab's mal wieder einen Volltreffer auf den schwankenden Lauffteg. Einige Pioniere hatten beständig Ausbesserungen vorzunehmen. Es war furchtbar, wenn eine Granate wieder mehrere Meter des Lauffteges zertrümmerte und dadurch die ganze, nach vorne strebende Soldatenreihe aufgehalten wurde. Auf einem schmalen Lauffteg stehen, sich weder vor- noch rückwärts bewegen können, und dabei von heulenden und berstenden Granaten umheult sein, das nimmt auch die stärksten Nerven schon gewaltig her. — Doch die wackeren Pioniere arbeiteten tapfer. Sie halfen uns, die notdürftig geflickten Stellen kunstgerecht balanzierend zu überqueren.

Weiter ging's. Hundert Schritte. Da gab's wieder eine Stockung. Eine neben dem Lauffteg krepierende Granate hatte einen Kameraden in den Schlamm hinabgeworfen. Mit viel Mühe wurde er wieder herausgezogen.

Endlich hatten wir den eigentlichen Somme-Kanal erreicht. Hier war das Artilleriefeuer am stärksten. Schrapnellkugeln prasselten auf uns nieder, Granatsplitter schwirrten uns zischend und fauchend um die Ohren. Da war in der Tat „dicke Luft“. — Aber trotzdem drängten wir weiter. Immer näher der vordersten Linie. — Die vorderste Linie?! Wo war die überhaupt? — Da stiegen Leuchtkugeln auf, dort aber auch! Und — da drüben war eine Strecke so finster! — War dort niemand, oder brütete dort die Dunkelheit und Finsternis unser Verderben aus? — Wer

konnte es wissen. — Wir hatten vernommen, daß am Nachmittag Schwarze, Senegalneger, angegriffen hatten. Es galt auf der Hut zu sein. Bald erfuhren wir auch, daß halb rechts von uns eine Lücke in der Front sei. — Plötzlich wurde von vorne der Befehl durchgegeben: zweite Kompagnie: Halt! Rechts ran! An der Straßenböschung Stellung nehmen. Einschanzen! — Bald waren wir am Wühlen und Schaufeln. Kleine Anfänge von Schlupflöchern hatten schon Kameraden vor uns gemacht. — Wo waren Sie? Vielleicht einige Hundert Meter vor uns. Vielleicht auch? — Granaten schlugen beständig um uns herum ein. Schrappnells durchgelten die Luft. Wir wühlten weiter. Wir schwigten, wir rangen mit der Pickaxe und dem Spaten in der Hand schon mit dem unsichtbaren



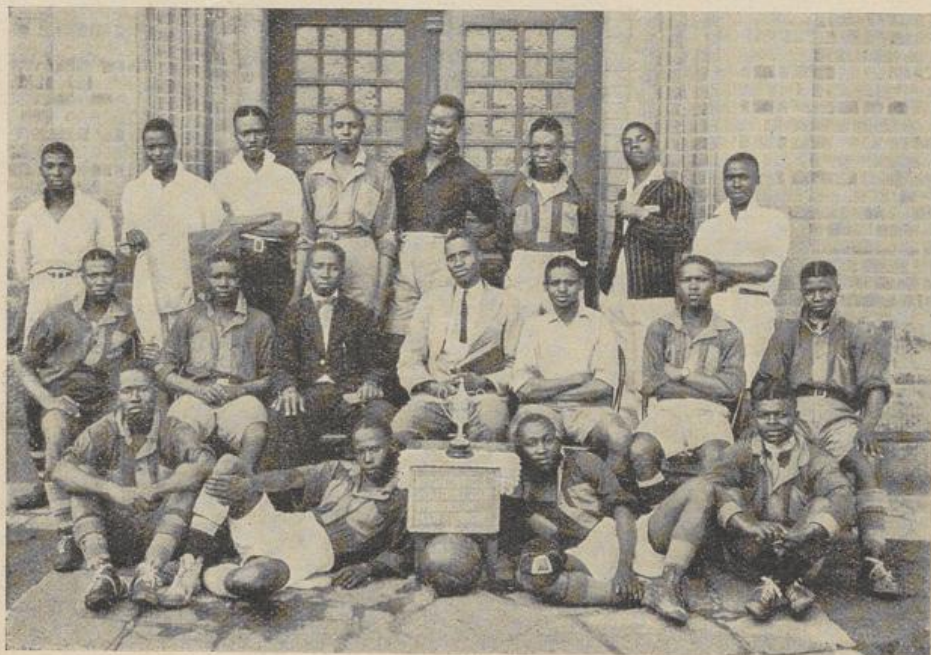
Heidnische Eingeborene der Mariannhill Mission

Feind, wir bohrten uns tiefer in den Boden hinein und trockten dem Franzmann unser Leben ab.

Gegen Morgen flaute das Artilleriefeuer etwas ab. Wir ließen ermüdet unsere Spaten sinken und versuchten in unseren Löchern etwas auszuruhen. Allzugut ging es aber nicht. — Als es tagte, hieß es: „Bei Tag sich völlig ruhig verhalten und dem Franzmann unsere Anwesenheit nicht verraten!“ — Hätte sich der Franzmann nur auch ruhig verhalten! — Aber das fiel ihm nicht ein. Gegen Mittag steigerte sich das Artilleriefeuer zu einem Trommelfeuer ersten Ranges. Da war also ein Angriff zu erwarten. Bald kam auch der Befehl: „Zum Vorgehen fertig machen!“ — Nun, wir waren eigentlich schon fertig. Es brauchte nur das Kommando kommen: Los! — Und es kam bald. „In großen Abständen einzeln bis zu dem Hohlweg halblinks vorarbeiten!“ lautete ein weiterer Befehl.

Der erste ging los. Nach einer Weile folgte der zweite, dann der dritte, vierte, fünfte, sechste. — Schließlich war die ganze Kompagnie am Laufen. Die Granaten wühlten um uns den Boden auf, glühende Eisenstücke

schwirrten pfeifend durch die Luft, Erdschollen fielen auf uns nieder. — Die Ersten der Kompanie kamen im allgemeinen noch ganz gut durch, aber die Letzten — na, ich danke. Ich hatte mal wieder Glück, denn ich war weder bei den großen Ersten, noch bei den kleinen Letzten, sondern bei den Mitteldritten. Im Hohlweg sah es böß aus. Tote und Verwundete lagen da in großer Zahl. Ein Feldgeistlicher spendete den Sterbenden den letzten Trost. Überreste der vordersten Linie sammelten sich hier. Es waren fast nur noch Schatten von Menschen. Die vorderste Linie!! — „Wo ist sie“, fragten wir. — „Gleich oberhalb des Hohlweges, teilweise von Afrikanern besetzt“, erklärten uns die abgekämpften Kameraden. „Die Stellung säubern und selbst besetzen!“ wurde uns darauf befohlen. — Wir griffen nach unseren Handgranaten und schlängelten uns in einem



Südafrikanische Fußballmannschaft,
Eingeborene Christen der Mariannhiller Mission

flachen Laufgraben entlang. Tote Kameraden lagen darin. — Da sahen wir an einer Biegung des Grabens plötzlich einen großen Senegalneger sitzen. Einen Augenblick gab es eine Stockung. — Dann bemerkten wir aber, daß sich der Kerl nicht mehr bewegte. Er war anscheinend tot. — Wir näherten uns ihm mit entschertem Gewehr. Doch er war wirklich mausetot. — Nach einigen Metern hörte der Graben auf. Was nun? Wir hielten Umschau nach vorne, nach rechts und links. Rechts und links sahen wir in einiger Entfernung mehrere ausgehobene Löcher. In einem derselben entdeckten wir einen noch lebenden deutschen Soldaten. Er winkte uns. Mit ein paar Sätzen hatten wir die Löcher erreicht. Schnell sprang ich in eines hinein. Zwei tote Kameraden lagen darin. Ich stand auf ihren toten Leibern. Das wollte ich meinen Kameraden auf die Dauer aber nicht antun. Deshalb spähte ich nach einem weiteren Loch. Mit einem einzigen Sprung stand ich darin. Es war leer! Oder

doch nicht?! Soldatengepäck lag noch da! — Wo aber waren die Soldaten? Vielleicht in Gefangenschaft geraten. — Da galt es die Augen offen zu halten.

Ringsherum lagen Tote, und zwar meistens Senegalneger. Bis hierher sollten sie gedrungen sein. Keinen Meter durften sie weiter voran. Nun wollten wir unter allen Umständen die Stellung halten. Unsere Kameraden durften nicht umsonst gefallen sein! — Also, Handgranaten zurechtgelegt. Das Gewehr schußfertig gemacht. Vielleicht kam ein erneuter Angriff, denn noch immer heulten Granaten aller Kaliber durch die Luft. Noch immer hielt der Tod grausige Ernte. Hier schrie einer zu Tode getroffen auf. Da lag einer röchelnd in seinem Blute. Dort verhauchte ein anderer für das geliebte Vaterland sein junges Leben. Ein letztesmal flüsterte sein Mund noch das süße Wort Mutter! — dann hatte er ausgerungen. —

Doch auch über diesem blutigen Tag ging die Sonne unter. Beim Dunkelwerden ließ das Artilleriefeuer etwas nach. Da konnte man wieder klarer denken. Und dieses Denken galt unserm Vaterland, galt seinem und unserem Leben.

Bei näherem Zusehen stellte es sich nun heraus, daß wir tatsächlich nach rechts keinen Anschluß hatten. Unser rechter Flügel hing in der Luft. 400, 500 Meter oder noch weiter rechts von uns regte sich nichts, war es so unheimlich still. Da konnten ja im Dunkel der Nacht ganze Regimenter Senegalneger durchmarschieren. Drum mußte sobald als möglich eine Verbindung hergestellt, der Anschluß gesucht werden. Irgendwo da drüben, hieß es, muß unser drittes Bataillon in Stellung liegen. — Eine Patrouille wurde ausgesandt. Ich war auch dabei. Unser Kompagnieführer gab uns nach den Sternen die Richtung an, die wir einschlagen sollten und wünschte uns „Gut Glück!“ — Lautlos verschwanden wir im schwarzen Gelände. Wir mußten die allergrößte Vorsicht anwenden. Vor allem durften wir die Richtung nicht verlieren, wollten wir den Senegalnegern nicht unter's Messer fallen. — Das ging aber nicht so einfach. Die stets in allernächster Nähe einschlagenden Granaten frugen nichts danach, ob wir noch wußten, wo Norden oder Süden, Westen oder Osten, hinten oder vorne war. Ab und zu kamen wir auch in einen Maschinengewehrfugelflug hinein. Da hieß es sich ducken und dünn machen wie ein Blatt Papier.

Plötzlich sahen wir in der Dunkelheit vor uns einen Mann liegen. Wir horchten. Nichts regte sich. — Wir riefen ihm halblaut unsere Parole zu. Keine Antwort kam zurück. War er tot? — Es war so still um ihn! — Wir krochen zu ihm hin. — Ja, es war ein toter Kamerad. Neben ihm lag ein Fahrrad. Es muß ein Melde- oder Radfahrer gewesen sein. — Doch wir mußten weiter. Andere Tote trafen wir an. Deutsche, Franzosen, Senegalneger.

Würde man uns morgen vielleicht ebenso finden. Zerfetzt, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt? — Gott, Dein Wille geschehe! betete ich in meinem Herzen. — Weiter ging's! Schleichend, kriechend. — Da stieg etwa 150 Meter rechts von uns zischend eine Leuchtfugel hoch. Der Art nach war es eine deutsche. — War dort vielleicht der gesuchte Anschluß? — Wir krochen wieder einige Meter zurück und tasteten uns langsam und vorsichtig vorwärts. — So lagen wir dann plötzlich einige Meter hinter einem Graben. Er war besetzt. Die Posten feuerten beständig ihre Gewehre ab. Wir hörten, wie sie die Gewehrschlösser aufrißen und von neuem luden. Das geschah in einer so schneidigen Weise, daß

wir gleich wußten: Das können nur Kameraden sein. Deshalb riefen wir sie halblaut an, und sagten unser Lösungswort. Im nächsten Augenblick standen wir dann im frisch aufgeworfenen Graben und suchten den Kompagnieführer auf. Diesem meldeten wir kurz den Zweck unseres Erscheinens und zeigten ihm, in welcher Richtung unser linker Flügel ungefähr liege. Die große Lücke mußte sobald als möglich ausgefüllt werden. Vorerst sollte ein Streifendienst die Verbindung aufrecht erhalten und die nötige Sicherheit gewährleisten. In den nächsten Tagen aber sollte ein auszuhebender Graben die direkte Verbindung herstellen. Auf dem Rückweg gab's noch einmal „Bunder“ in allen Größen und Tonarten. Aber wir kamen durch und waren unserer Sache schon viel sicherer als vorher. Unser Kompagnieführer, der schon etwas in Sorge um uns gewesen war, freute sich sehr, als wir alle heil und gesund vor ihm standen und ihm das Ergebnis unseres Erkundungsganges meldeten. — Nach dieser Meldung nahmen wir wieder „Stellung“ in unseren Löchern. Zwischen den einzelnen Posten mußte die Verbindung hergestellt, also ein Graben ausgehoben werden. Wir lösten uns deshalb bis zum Morgengrauen beständig ab im Schanzen und Postenstehen. Unsere Handgranaten und Gewehre lagen immer griffbereit. Uns Schlafen war nicht zu denken. Aber wir wachten und schwitzten gerne. Wir wachten ja für unsere Lieben in der Heimat; Senegalneger sollten Deutschlands Boden nicht betreten; wir wachten und kämpften für unser teures Vaterland, unser Deutschland.

Als die Sonne aufgegangen war, lag das Vorfeld deutlicher vor unseren Blicken. — Er war ein Totenfeld. Franzosen und Deutsche lagen friedlich nebeneinander. Die blauen Uniformen der Franzosen aber waren überwiegend. Ihre Träger waren „Franzosen“ aus Afrika — Senegalneger.

Das war meine erste Begegnung mit Afrikanern, es war eine Begegnung mit dem Tode. — — —

(Fortsetzung folgt).

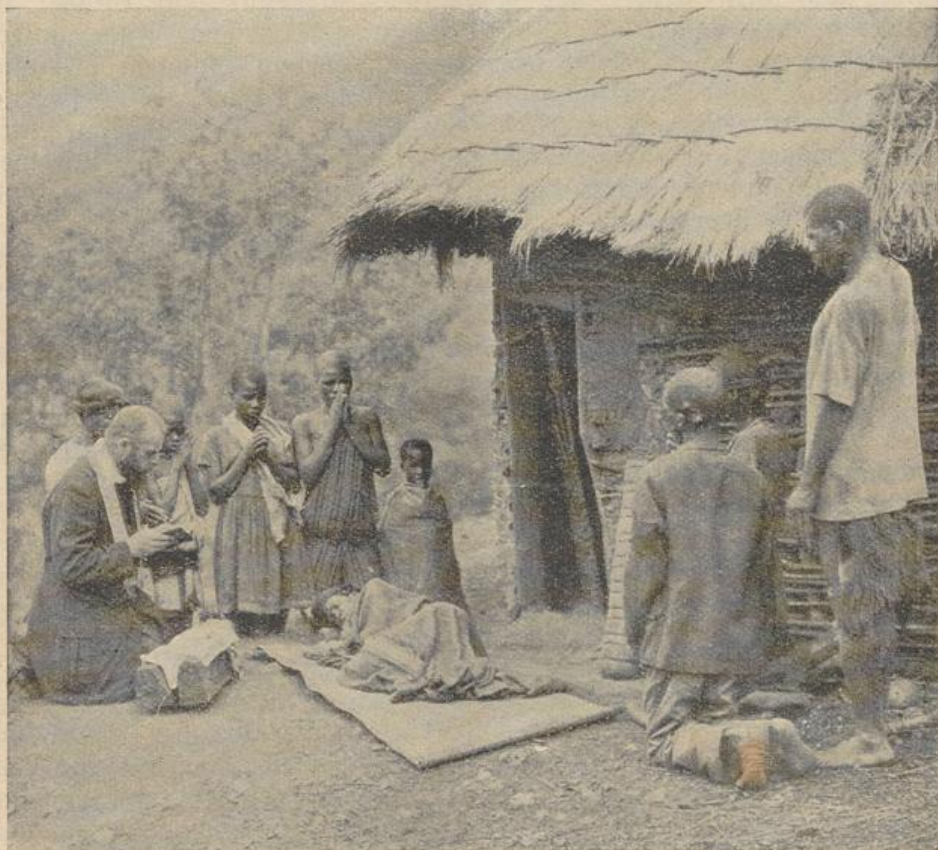
Aus Gottes Garten

Hochw. P. Karl Rubenzer RMM. †

Am Mittwoch, den 29. Mai 1935 starb in Mariannhill nach längerem mit bewundernswerter Geduld ertragenem Leiden der am 1. April 1887 geborene hochw. P. Karl Rubenzer RMM. aus Algen, Ober-Osterreich. Der verstorbene seeleneifrige Missionar war vor seinem Eintritt in die Mariannhiller Missionskongregation, der am 3. Juli 1925 erfolgte, einige Jahre als Kaplan im Krankenhause zu Schärting, O.-Österr., tätig gewesen. Nach Ablegung seiner Ordensgelübde am 13. Juli 1926, wurde er wunschgemäß sofort in die Mission nach Südafrika geschickt. Als Betätigungsfeld wurde dem jungen Missionar die Missionsstation Mariatrost angewiesen. Mit dem Feuereifer der Apostel und mit heiliger Begeisterung begann er die Missionstätigkeit in der wildromantischen Gegend von Mariatrost. Tag und Nacht gönnte sich der seelenhungrige Priester keine Rast und Ruhe. Christen und Heiden, Kranke und Sterbende, Kinder und Erwachsene, alle umfaßte seine Hirtenforge auf gleiche Weise. Auch auf den Nachbarstationen half er gerne aus, als Beichtvater, Exerzitienmeister und Prediger bei Volksmissionen. Eine Herzensangelegenheit war dem teuren Verstorbenen der Bau einer neuen, größeren Missionskirche.

Nach Überwindung allergrößter Hindernisse und Schwierigkeiten gelang dem unermüdlchen Arbeiter im Weinberge des Herrn auch dieses Werk. Der Herr des Himmels und der Erde ließ seinem treuen Diener gerade noch den Freudentag der Einweihung der Kirche erleben, dann warf ihn die heimtückische Krankheit aufs Schmerzenslager, das ihm zum Sterbette wurde.

Groß ist die Trauer und tief der Schmerz der Eingeborenen über den



P. Rubenzer versieht eine sterbende Frau

frühen Heimgang ihres guten und geliebten Vaters. Mit den Eingeborenen trauert aber auch die Mariannhiller Missionskongregation, trauern seine Mitbrüder, denen er stets mit gleichbleibender Liebe, Güte und Freundlichkeit begegnete. Die höchsten Obern stellen dem teuren Entschlafenen das beste Zeugnis aus und nennen ihn einen „musterhaften, eifrigen, frommen Priester und Missionar und einen kindlich offenen, treuen Ordensmann.“ — Gott hat seinen getreuen Apostel nun heimgeholt in den Frieden, den er den armen Heiden durch seine apostolische Tätigkeit vermittelte. Sein früher Tod ist als Folge der Überarbeit in der Mission ein Opfertod im wahrsten Sinne des Wortes.

Wir leben deshalb auch der festen Überzeugung, daß Kongregation und Mission trotz des herben Verlustes keinen Schaden erleiden, sondern durch den Opfertod des vorbildlichen Missionars weitere große Erfolge erzielen und des Himmels Segen erlangen werden.

Madonna am Wege

Von Margaret Hohmann

Der Weg, an dessen Rand man ihr Bild vor vielen Jahren stellte, war schmal. Die Gleise staken voller Steine, so holperten die Wagen. Im Sommer sanken die Räder des Sandes, im Herbst und Frühjahr des aufgeweichten Bodens, im Winter der Schnees wegen tief ein und so konnte man nicht gar zu schnell daran vorüberfahren. Es reichte bei jedem, auch dem Lenker des Gefährtes, zu Blick und Gruß. Die Wanderer aber hatten alle Zeit, eine kurze Rast am Bilde unserer lieben Frau zu halten, denn es ruhte sich gut im Schatten der alten Linden, im Schutze Mariens. Wenn die Natur es hergab, versäumten es die Frauen selten, Sträuße zu den Füßen der Heiligsten zu legen, Kinder brachten ihre ausgerupften Wiesenblumen und ließen sich wohl auch das schmückende Kränzchen vom Kopf nehmen und es als Gabe am Sockel des lieben Bildes aufhängen.

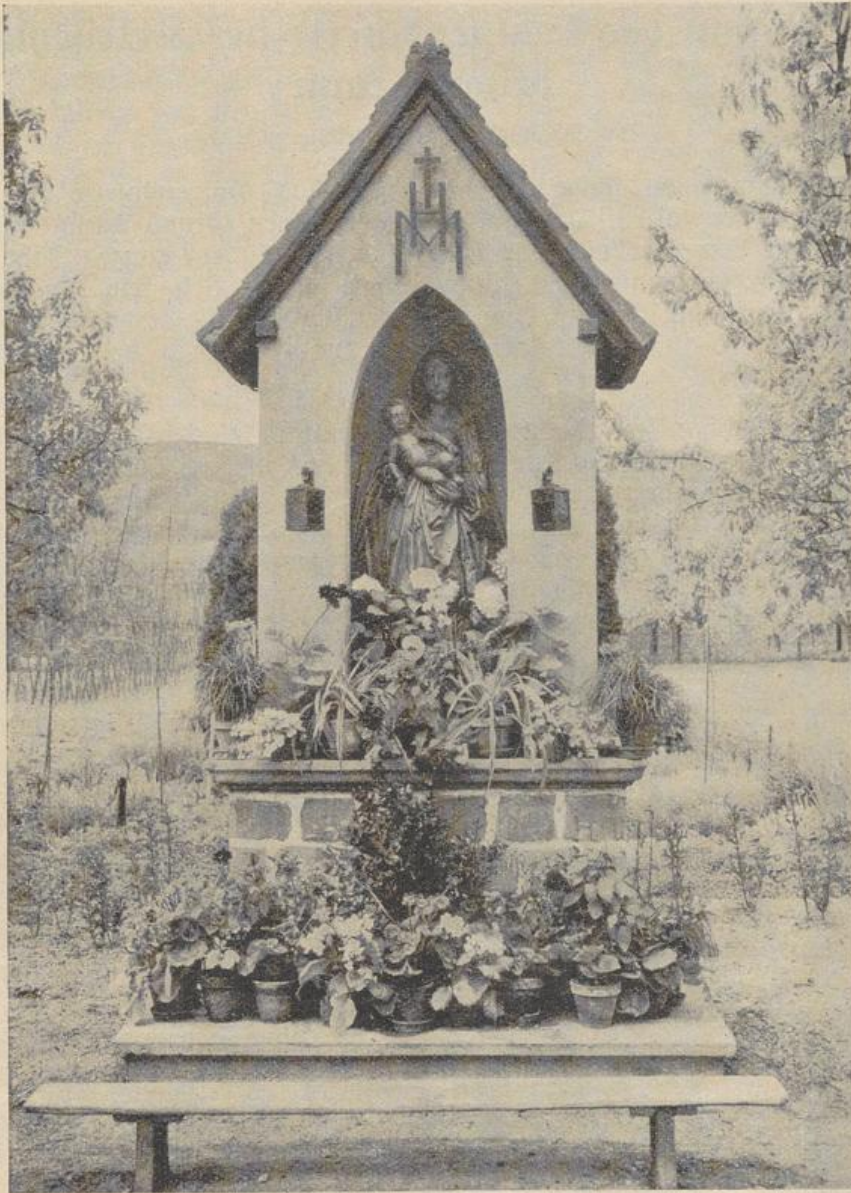
Manchmal hingen mehrere solcher Kränzchen dort, kleine Opfer von ganz kleinen Seelen, und es schien, als ob die Madonna dann besonders freundlich lächelte.

In den Zweigen der Bäume aber nisteten die Vögel und sangen der Heiligsten das ewig alte und ewig neue Jubellied der Natur.

Dieser schmale Weg wurde so nach und nach breiter geebnet und glatter gewalzt. Die Fuhrwerke konnten schneller darauf hinfahren. Es gelang manchem nicht mehr, den Blick zum alten Bilde hinzulenken, er hatte auf Wagen und Pferd zu passen, auf Fußgänger und kommende Wagen zu achten. Wenn Beter am Sockel des Bildes stehen blieben, wurde ihre Andacht, ihr Ausruhen immer bald gestört, und die Blumensträuße und Kränze überzogen sich schnell mit einer grauen, sie unansehnlich machenden Staubschicht.

Die schnellere Bewegung der Welt war auch in diesen Weg übergegangen, walzte ihn fester, machte ihn breiter für ihre Zwecke, ließ die Gefährte hastiger rollen, die Menschen immer weniger Zeit haben für sich selbst und für die Mutter, die mit demselben Jesuskind am Wege steht und wartet. Ihr leuchtend blauer Mantel schwingt noch in genau den lustigen Barockfalten, aber er ist gleich den Blumen grau vom Staube der vorüberfliegenden Autos und Radfahrer und der Motorräder, dieser Plage der Straßen. Das Jesuskind streckt denen, die guten Willens sind, sein Händchen genau so freundlich hin, aber die Menschen sehen es nicht. Das Bild ist ihnen, wie jeder die Straße begrenzender Baum, ein grauer Meilenstrich, der keiner Beachtung weiter wert ist.

Nur am frühen Morgen, oder spät am Abend, bleibt vielleicht ein Feldarbeiter davor stehen und sieht fast mitleidig das alte Bild an. Er nimmt sein Mützchen ab und denkt an die alte Zeit. Er sagt nicht viel, als was er immer sagt. Es ist ein kurzer Gruß, aber er weiß, daß die Mutter mit dem Kinde ihn versteht. Sie weiß noch, daß er mit der Frau hier stand, jeden Morgen wie jetzt. Und wieviele Sträuße hat die auf den Wiesen für das liebe Bild gepflückt. Und was haben seine Mädchen und Buben für schön gewundene Kränze und Girlanden am Sockel aufgehängt und um ihn herumgewunden. O, so schön war es und wo ist alles hin? Die Blumen verwelkt und die Frau verkümmert, die Kinder verweht und gestorben . . . der Krieg, die lange Lebenszeit, die Not. Alles ist so anders geworden, man hat keinen rechten Platz mehr



Ein liebliches Plätzchen im Missionsseminar Alohjanum. Die Mutter Gottes überschaut den Spielplatz der frohen Missionsjugend

im Leben. Alles ist verrückt von seiner Stelle, nur dies alte Bild steht noch da und wartet auf seinen Gruß. Es ist vielleicht das einzige, was ihn noch braucht, und so wird es ihm warm ums Herz, wenn er mit bebenden, ungeschickten Händen ein Blümchen nimmt und es dem Jesuskind ins Händchen steckt.

Doch die Ruhe der Straße ist schon dahin. Ein schwerer Lastwagen rattert mit Getöse an dem Bild und seinem stillen Beten vorüber. Er hat soviel Staub aufgewirbelt, daß es eine Weile braucht, bis sich die Nebel gelichtet haben. Dann blickt der alte Mann die Madonna noch einmal an, küßt sein Mützchen und geht an sein einsames Tagewerk.

Wie man das Galgenpaterle in Verlegenheit bringen kann

Von P. Joseph Kammerlechner R.M.M.

Es ist nun schon lange her, daß sich das Galgenpaterle hat zum letztenmal hören lassen. Das hat zum Teil seinen Grund darin, daß der Gouverneur von Rhodesia das Galgenpaterle fast ein ganzes Jahr nicht in Anspruch genommen hat, da er diese ganze Zeit kein Todesurteil bestätigte. Aber da ich weiß, daß die Leser sich sehr für das Galgenpaterle interessieren, so will ich wieder etwas zur Erbauung von mir hören lassen.

Daß natürlich niemand das Sterben freut ist eine bekannte Tatsache und das Galgenpaterle braucht das nicht erst zu beweisen. So geht es natürlich auch den armen Sündern, die eine schwarze Haut haben. Sie hoffen alle auf Begnadigung und es wäre ihnen viel lieber, wenn ihnen das Galgenpaterle aus dem Gefängnis heraushelfen könnte, anstatt in den Himmel hinein. Ja sie würden es sogar vorziehen, wenn er für sie die Gefängnistür auf Lebenszeit schließen könnte, anstatt ihnen die Himmelstür für eine ganze Ewigkeit zu öffnen. Niemand wird deswegen den armen schwarzen Sündern einen Vorwurf machen wollen; denn bekanntlich sind ihre sonst so gescheiten weißen Brüder in diesem Punkt durchaus

nicht klüger und ziehen auch elendes, langes Erdenleben den ewigen Himmelsfreuden vor. Nun aber ist das durchaus nicht die Aufgabe des Galgenpaterle, einen jeden Verbrecher vor dem Tode am Galgen zu retten, sondern seine Aufgabe ist es, die unsterbliche Seele des Verbrechers vom ewigen Tode zu retten.

Habe da vor gut einem Jahre einen alten Matabele zum Tode vorbereiten müssen und den hat das Sterben aber auch gar nicht gefreut. So ist er auf den Gedanken gekommen, ich sollte Berufung für ihn einlegen und an dieser dummen Idee hat er bis zum Vorabend seines Todes festgehalten. Da es selbstverständlich für ein priesterliches Arbeiten von großer Wichtigkeit ist, das volle Vertrauen des des Verurteilten zu gewinnen, so mußte es unbedingt gelingen, diese Idee zu widerlegen. Dieser alte Heide aber hat von einem Fall gewußt, in dem einer unserer Patres wegen eines Mordfalles

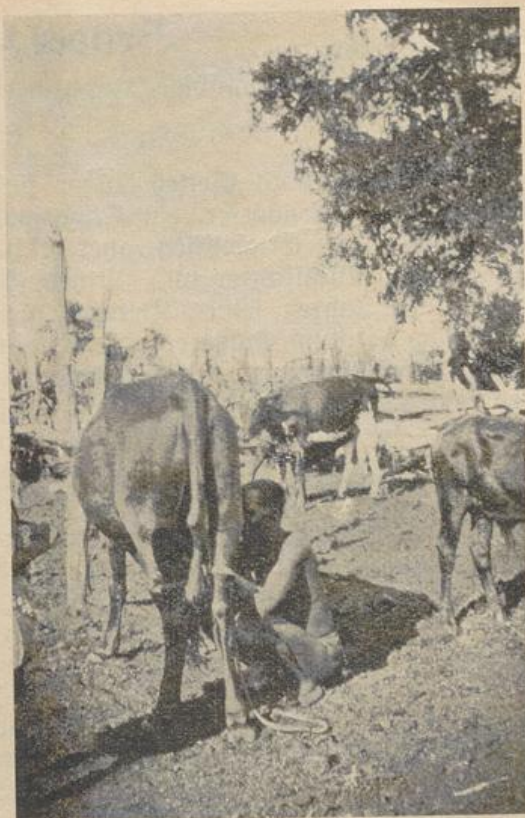


Das Galgenpaterle im Kreise seiner Lieblinge

an das hiesige Gericht mußte und auf sein Zeugnis hin wurde der Betreffende freigesprochen. So bildete sich der Alte ein, ich würde ihn schon freigekommen, wenn er nur einer von den Unsrigen wäre. Auch hatte er große Hoffnung auf sein Vieh, das er gerne darangesetzt hätte, um frei zu werden. Er ließ sich dann doch schließlich überzeugen, daß das Galgenpaterle für ihn sonst nichts tun konnte, als ihm zu einem guten Tod zu verhelfen.

Da kommt das Galgenpaterle schön in Verlegenheit, wenn man ganz etwas anderes von ihm erwartet als er geben kann, nämlich die Freiheit von Sünde und Schuld vor dem ewigen Richter, nicht aber die irdische Freiheit, was vielfach nichts anderes bedeuten würde als sie aufs neue dem Satan überantworten.

Eines aber konnte der Matabele bis zur letzten Stunde nicht, nämlich den Engländern sein Todesurteil verzeihen. Er meinte nämlich, diese hätten kein Recht ihn zu töten und hätten eine größere Sünde als er, da er doch nur den ermordet, der widerrechtlich in das Heiligtum seiner Ehe eingebrochen sei. Das wäre nichts anderes als Notwehr gewesen. Ich glaube aber sicher, daß der liebe Gott Nachsicht mit ihm gehabt hat; denn wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn der christliche Heroismus der Feindesliebe nicht mehr in diesen alten, harten Matabelehädel hineinging. Er ist sonst ganz ruhig und ergeben gestorben und hat seinen Fehler wenigstens unserem Herrgott gegenüber eingesehen.



Beim Melken (Matabeleland)

Das wäre mir ein liebes Kind, dem die Wünsche seiner Mutter eitel Dunst wären, das sich nicht nach Kräften bemühte, sie zu erfüllen! Wohlan denn, das Kind, der Schuldner bist du! „Glücklich werden mich preisen alle Geschlechter“, so ist es der Wunsch deiner Mutter, so ist's der Wille Gottes selbst. Willst du nicht dein schwaches Lob der Mutter noch verstärken durch das Lob, das du ihr durch dein Gebet, deine Tätigkeit, deine persönlichen Opfer für die Heidenmission bereitest?

P. B. Danzer OSB.

Bruder Benno

der heiligmäßige Kapuzinerpförtner vom Bodensee

Von Josef R. F. Naumann, Bregenz

Wie seltsam doch Gottes Wege sind. Da ist es kaum ein Jahr her, daß Johann Birndorfer, ein Kapuzinerlaienbruder, der ein Leben führte arm an äußeren Erlebnissen, aber reich an aufopfernder Liebestätigkeit im Dienste der Wallfahrer und Armen, heilig gesprochen wurde, weil er es in den 41 Jahren seines Berufes als Pförtner am St. Annakloster zu Altötting verstand, äußeres Handeln mit innerer Gottverbundenheit und tiefer Marienverehrung zu verbinden; weil seine Seelengröße, die Heiligkeit seines Menschenlebens in der treuesten Erfüllung der täglichen Pflichten und in der heldenhaften Ausübung der Alltagsstugenden bestand. Kaum ein Jahr ist vergangen seit der Heiligsprechung des Bruder Konrad von Parzham, der als Patron Deutschlands auf die Altäre erhoben wurde, und schon hört man wieder von einem Leben, das dem seinen in so vielem und so stark gleicht, und das zum Großteil nicht einmal allzuweit fernab von der Wirkungsstätte dieses Heiligen sich vollzog, fast auch noch im Bährischen, nämlich in der österreichischen Grenzstadt Bregenz am Bodensee.

Noch leben viele, die den Bruder Pförtner drüben in Altötting gekannt haben und noch leben hier in Bregenz viele, die sich der Bruders Benno erinnern, der am hiesigen Kapuzinerkloster 18 Jahre lang die Pforte gehütet, bis ihm der Tod den Schlüssel aus der Hand nahm. Seltsam die Ähnlichkeit dieser beiden Leben. Der eine wie der andere Deutsche, Kapuzinerbruder, Pförtner, beide aus den gesunden Quellen gottverbundenen Bauerntums kommend und beide in ihrem Wandel so ähnlich. Wie an dem Bayern Birndorfer, mag an dem Österreicher Koglbauer, denn so hieß unser Bruder Benno seines weltlichen Namens, zu seinen Lebzeiten keiner der Mitmenschen etwas außerordentliches bemerkt haben. Einfach verlief der Beiden Erdenwallen, auch das Leben Bruder Bennos läßt sich ja in ein paar Strichen nachzeichnen.

Zwei Fahrstunden südwestlich von Wien, wo die strohgedeckten alten Bauernhöfe viertelstundenweit auseinanderliegen, die zu dem als Kurort bekannten Mönichkirchen gehören, am 1728 Meter hohen Wechsel, im Niederösterreichischen also, dort stand seine Wiege. In einem solchen schlichten Bauernhause draußen auf den weiten Feldern kam er 1862 als jüngstes von vier Geschwistern zur Welt. Simon und Maria Koglbauer, geachtete, gottesfürchtige Bauersleute brachten dem „Hiasl“ frühzeitig das Rosenfranzbeten bei, wie es allabendlich vorm Sonntag im Haus gepflegt wurde. Hiasl lernte brav und war stets guter Dinge, zu gemüthlichem Kartenspiel oder harmlosen Streich in späteren Jahren nicht abgeneigt. Er war vielleicht gar nicht frömmer als seine Schul- und Dorfkameraden, nur in Ehren mußte es überall zugehen, wo er sich bewegte. An einem armen Mädchen, das nach dem Tode ihrer Eltern als Waise von den Koglbauerischen angenommen wurde, entwickelte Hiasl erfolgreich seine Erziehungskunst, indem er sie zu allem Guten anleitete, wie es ihm die Mutter gelehrt.

Als die Zeit kam, da andere im Eheleben das Glück der Erde auszuschöpfen suchen, beschloß Hiasl „auf die Walz“ zu gehen. Als Jüngsten litt es ihn nach dem Brauche nicht, am Heimathof zu sitzen, am Heiraten

fand er aber auch noch keinen Gefallen. Er kommt auf seinen Wanderungen nach Arbeit oder Geschäft nach Salzburg und klopft auf dem dortigen Kapuzinerberg an die Pforte des Klosters, ob nicht Knechtesarbeit für ihn bei den Barfüßlern wäre. Göttliche Fügung: Der andere Knecht hatte familienhalber den Posten verlassen, Matthias wurde eingestellt. Ruhig und fleißig leistete er die oft beschwerlichen Arbeiten und Wege und bald hatte er das Vertrauen der Patres. Nach Feierabend findet man ihn bei stiller Anbetungstunde vor den Altären. So vergingen vier Jahre. Roglbauer war sich noch nicht im Klaren, ob er heiraten oder einen Ochsenhandel anfangen sollte; für beides waren ihm Aussichten gegeben. Gottes Fügung wollte es indessen anders. Im heiligen Jahr 1900 zieht Hiasl mit dem österreichischen Pilgerzug gen Rom, den von Papst Leo XIII,



Postulanten des Missionshauses St. Joseph, Reimlingen

ausgeschriebenen Jubiläumsablaß zu gewinnen. Von Rom kehrte er mit dem festen Entschluß zurück, Kapuziner zu werden. Was in ihm den Entschluß reifen ließ, war nie aus ihm herauszubringen. So nimmt Matthias Roglbauer am 9. September 1900 das grobe Kleid der Armen von Alfisi entgegen, künftig nichts als ein dienender Barfüßlerordensmann, Bruder Benno geheißen. Schon im Probejahr zeichnet er sich durch Gewissenhaftigkeit, liebevolles Entgegenkommen Nächsten gegenüber, durch Opferbereitschaft und beispielgebende Sammlung beim Gebet aus. Vor Ablegung seiner einfachen Gelübde pocht noch einmal die Welt an seine Seele. Noch einmal wird er an die günstige Heiratsmöglichkeit gemahnt. Doch die Gnade von oben läßt ihn den Seelenkampf mit dem Verzicht auf irdische Güter siegreich enden. Bruder Benno kommt auf ein Jahr in die Küche des Innsbrucker Klosters und dann nach Brigen als Kellermeister und Unterpförtner. An beiden Orten gibt's nur Lob über ihn vonseiten der Patres; er wird als echter Kapuziner erkannt, den andern dient er als Vorbild zur Erbauung.

1907 wurde er nach Bregenz berufen, allwo er sein Erdenleben nach

18 jähriger Pfortnertätigkeit beschlossen hat. Beim Abschied von Brigen hält dem jungen Bruder der dortige Guardian den heiligen Kapuziner-laienbruder Felix von Cantalicio als Idealbild vor Augen; wie dieser solle er Humor und Arbeitsfreude mit Gebet und Liebe zu Jesus und Maria verbinden lernen. Bruder Benno eiferte diesem Vorbild nach. Vor allem durch seine Gewissenhaftigkeit; es gab keinen Augenblick, da



Zwei Christenmädchen (Matabelerland)

er müßig gewesen wäre; und wenn er auch nur Rosenkränze flichte oder am Friedhof für die verstorbenen Mitbrüder ein kurzes Gebet zum Himmel sandte. Nie begibt er sich außer Reichweite der Pfortenglocke, um immer zur Hand zu sein, wenn es Öffnen heißt. Überall hält er musterhafte Reinlichkeit. Und trotzdem fehlt er nie bei den geistlichen Übungen. Mit Genauigkeit verzeichnet er jede, auch die kleinste Spende, nie gab es einen Mangel in seiner Rechnungslegung. Seine Gewissenhaftigkeit war beste Gewähr für das reine Herz. Kindliche Frömmigkeit zeichnete Bruder Benno aus, der besonders den Heiland im hl. Sakrament verehrte. Leistete er Ministrantendienste, so wurde seine Andacht zur Erbauung aller Anwesenden. Kein Tag verging ohne Kommunionempfang, auch wenn die Glocke nicht ruhen wollte, blieb er mit Gott verbunden. Mitten in dem zerstreuenden

Vielerlei, das schon manchem zur Gefahr für den Ordensberuf wurde, versteht er die Sammlung des Gebetes, die unmittelbare Verbindung mit Gott zu wahren. Still und verborgen bringt er manche Nachtstunde vor dem Altar, als er die Erlaubnis zur Kirchenschließung erhalten hatte. Kindliche Marienliebe verband ihn mit Jesus; der Rosenkranz war sein Lieblingsgebet, die Betreuung der Lourdeskapelle neben der Klosterkirche seine Hauptforge. Er pflegt ein eigenes Beet, um immer Blumen für die Unbefleckte zu haben. Groß war seine Ehrfurcht vor den Obern, jede Weisung wurde peinlich befolgt. Sanftmut und Nächstenliebe, die über keinen Nebenmenschen Nachteiliges zu reden wußte, zeichneten ihn aus. Nie belästigte er Mitbrüder mit Dingen, die er selber leisten konnte. An die Pforte des Klosters dringen vielfältige Anliegen, Hunderten von Menschen reicht er das Brot des Almosens, die Kloster-suppe. Niemand mußte mit leeren Händen die Pforte verlassen, er sorgte schon immer, daß das Antoniusbrot nicht ausging. Hatte er in den argen Zeiten des Krieges und der Nachkriegszeit aber schon gar nichts anderes zu geben, dann wenigstens einen Blick aus

seinem liebeswarmen Herzen, der so vielen zeitlebens nie mehr aus dem Gedächtnis schwand. Die Klosterwohltäter, die dem Bruder manche Gabe gereicht, rühmen ihm hohe Dankbarkeit, viele Fragesteller heldenmütige Geduld nach. Das Pförtneramt am Bodensee ist schwer. Hier treffen drei Staaten zusammen, hier ist der Boden des Fremdenverkehrs. Oft sprechen eines Tages allein 40 Geistliche vor mit ihren Anliegen, oft ist des Schellens kein Unterlaß, oft kein Ende an Fragen; aber Bruder Benno verriet nie, niemals auch nur leifesten Unmut.

Bruder Benno war dabei nicht einmal gesund. Jahrelang litt er unter erfrorenen Händen und an offenem Bein. Aber ein Klagen kannte er nicht, so sehr auch sein kranker Fuß oft der Ruhe bedurft hätte. Selbst wenn ihn nachts ein Betrunkener narrte, nie beklagte er sich darüber, immer war er an der Pforte, immer zur Stelle. Diese Reihe der kleinen Opfer, die seiner Seele den Weg in den Himmel pflasterten, ließe sich noch in langer Aufzählung vermehren.

Als Bruder Benno nach 25 Jahren Klosterdienst im Sommer 1925 die Heimat wiedersehen durfte, wo einer seiner Brüder als langjähriger Bürgermeister lebt, da sagte er bei seinem Besuch im Heimathof den nahen Tod voraus: „Auf dieser Welt werden wir uns nicht mehr sehen!“ — Und

er sollte Recht behalten. Zurückgekehrt nach Bregenz, zog er sich bei einer Almosensammlung eine schwere Erkältung zu, die zur Lungenentzündung führte. Der Obere mußte ihn der Obhut der barmherzigen Schwestern im Stadthospital übergeben. Nicht leicht wurde ihm der Abschied vom Kapuzinerkloster am Bodensee, dem er 18 Jahre treu gedient. Zum letztenmal war ihm hier Gelegenheit gegeben, seine unerschütterliche Geduld zu erweisen. Stets war er zufrieden lächelnd, trotz aller Schmerzen ergeben im Willen Gottes von einem heiligen Gleichmut. Und als er sich in seinem Befinden so verschlechterte, daß er nimmer sprechen, nur ein paar Zeilen niederzuschreiben konnte, bat er noch um die Vorsprache kurzer Stoßgebete, zuletzt um die hl. Kommunion. Ruhig und sanft, wie er sein ganzes Leben gewesen, schlummerte er in das himmlische Jenseits hinüber.

Mit dem Verstorbenen sei ein Heiliger dahingegangen, war das einhellige Urteil der Bevölkerung der österreichischen Bodenseestadt, wie das seines Beichtvaters. Und der damalige Stadtpfarrer sagte prophetisch voraus, daß man nicht für Bruder Benno, sondern zu ihm beten müsse.



Matabelefrauen

Und das tat das Volk von Bregenz. Und der Anliegen sind heute nicht wenige, die in unserer Stadt der Fürsprache des heiligmäßigen Laienbruders empfohlen werden. Mir selbst hat man schon manche Gebets-erhörung versichert. Kein Wunder, daß der Landesbischof Dr. Waiz, der heutige Salzburger Fürsterzbischof, am 12. April 1934 über Wunsch des katholischen Volkes Vorarlbergs und auf Anregung des Pater Provinzials der Tirol-Vorarlberger Kapuzinerprovinz die Gebeine des Dieners Gottes aus dem Klosterfriedhofe erheben und in die St. Josefskapelle der Kirche übertragen und in einem würdigen Grabe dortselbst bestatten ließ. Ein Stein mit einfachem Kreuz als Gruftplatte, eine bekränzte marmorne Gedenktafel und das immer mit frischem Grün umzierte vergrößerte Lichtbild aus dem Reisepaß des Verstorbenen ziert die Grabstätte. Zu allen Zeiten aber kann man Betende dort finden. Nicht immer kommen sie, um in ihren Anliegen die Hilfe des im Rufe der Heiligkeit Verstorbenen anzurufen, oft genug auch ist es ein Gebet, das sie um die Seligsprechung des Bruders Benno himmelwärts schicken.

Stimmen aus dem Königsstuhl

Von P. Joseph Kammerlechner, RMM.

(Schluß)

11. Die Unterdrückten

Ostlich vom Matabeleland wohnen die friedlichen Stämme des Mashonalandes. Im 19. Jahrhundert waren sie in einem Staatenbund vereinigt und lebten miteinander so ziemlich in Frieden. Vor 300 Jahren sind die Portugiesen mit ihnen zum ersten Mal in Berührung gekommen. Es soll damals ein großer, mächtiger und reicher Herrscher, Monomotapa, im Lande regiert haben. Da das Land sehr goldreich ist und auch große Steinruinen von alter Kultur zeugen, nimmt man an, daß man im Reiche des Monomotapa das alte Uphiu des Alten Testaments zu suchen hat. Das Volk war hochstehend, gewerbetreibend und widmete sich der Viehzucht. Mit den Nachbarstämmen wurde ein reger Handel gepflegt. Darum war dieses friedliebende Völkchen nicht dem Ansturm der vielen Matabelekrieger gewachsen. Ganz besonders zu Lobengulas Zeiten waren sie fast noch das einzige Kriegsgebiet für die Heere Lobengulas; denn die Stämme im Westen waren kriegstüchtiger und zum Teil schon mit Feuerwaffen ausgerüstet. So mußten die Matabele ihre Kriegszüge nach dem Westen mit der Zeit ganz einstellen. Die kriegsuntüchtigen Mashonas aber mußten dafür büßen und um so mehr leiden.

Die Heere der Matabeles drangen jedes Jahr in ihr Gebiet ein, mordeten Frauen und Kinder und Männer, führten die Mädchen und Burschen mit sich fort und raubten ihr Vieh, die Kraale aber ließen sie als Trümmerhaufen zurück. Lobengula betrachtete das Mashonaland als unter seiner Oberhoheit und manche Mashonahäuptlinge versuchten dem ständigen Morden und Rauben dadurch ein Ende zu machen, indem sie hohen Tribut an Lobengula zahlten. Einen Widerstand konnten die kriegsuntüchtigen Mashonas den Matabelekriegern nicht leisten, sie mußten andere Wege finden, um dem gänzlichen Untergang zu entgehen.

Ihre Berge waren ihre Zuflucht. Ihre riesigen Felsen, die überall im Land zerstreut waren, erkoren sie als Bauplatz für ihre Hütten, zu denen

es dann keinen Zugang mehr gab, sobald die Strickleiter hochgezogen war. So konnten sie wenigstens ihr Leben retten, wenn sie auch das Vieh preisgeben mußten. Oder sie lebten in den Bergen in ihren Höhlen in Gemeinschaft mit den Pavianen und wagten kaum ihr Versteck zu verlassen, um zwischen den Felsen ihre armseligen Felder zu bestellen.

Bevor die Engländer kamen, gab es für sie keine Erlösung aus ihrem Elend; denn erstens brauchten die Matabeles viel Vieh, das sie sich leichter von den Mashonas holten als selbst zogen, zweitens war es Lobengula vielfach nur möglich, seine Krieger unter Disziplin zu halten, wenn sie ständig in Aktion waren. Ganz besonders war dies seine Taktik, als allmählich immer mehr Weiße in seinen Königskraal kamen und die Wut seiner Krieger gegen die Weißen manchmal den Höhepunkt erreichte. Er schickte sie auf Raub und Mord in das Mashonaland und dann hatte er wenigstens Ruhe. So war es ein furchtbar schwerer Kreuzweg für die Mashonas, bis Lobengula selbst, ohne es zu wollen, den Grundstein zu ihrer Befreiung legte, indem er den Engländern erlaubte, sich im Mashonaland niederzulassen.

Arme Heidenkinder

Von P. Seberin R.M.M.

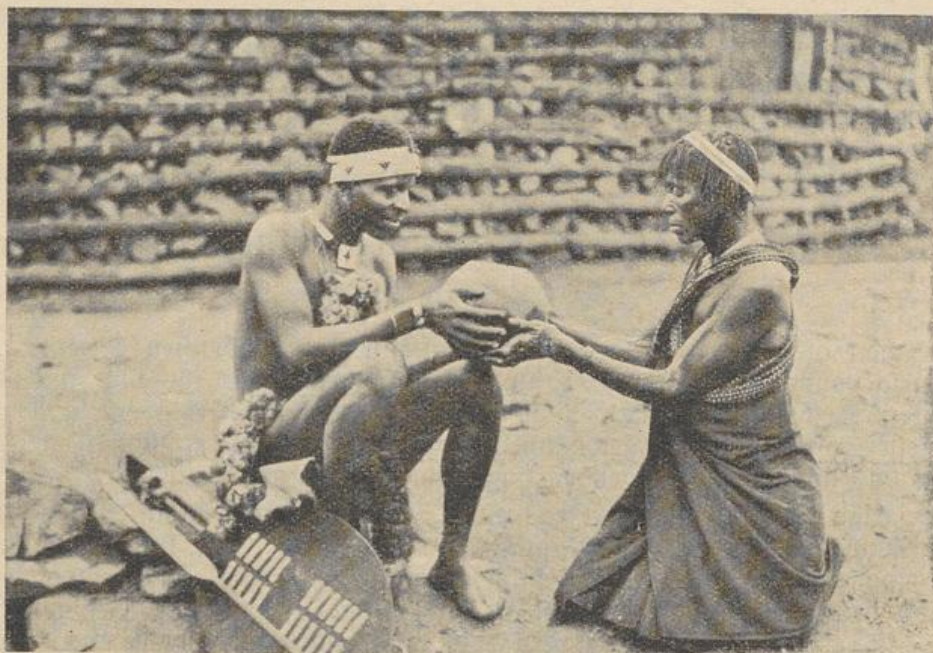
Schon als kleinen Buben hatte man mir das Gebetchen gelernt: „O Maria, ohne Makel der Erbsünde empfangen, bitte für uns und die armen Heidenkinder.“ Ich habe es oft gebetet, als Student und als Priester, oft gewiß nur gewohnheitsmäßig. Welche Berechtigung es aber hat, das möchten die folgenden Erzählungen etwas beleuchten.

1. Kam da unlängst die Frau eines Katecheten mit ihrem Mann zum Missionar und erklärte ganz aufgeregt, halb weinend: „Baba, ich ziehe weg von meinem Manne, du mußt es erlauben. Siehe, fünf Kinder sind schon gestorben und liegen droben im Friedhof. Kaum geboren, mußten wir sie eingraben. Eines haben wir noch, aber wer weiß wie lange. Die Sache muß ein Ende haben, ich will nicht soviel Schmerzen um der Kinder willen ertragen, sie sterben ja doch alle dahin.“ Der Pater hatte Mühe, die bedauernswerte Frau mit dem Hinweis auf ihre Gattenpflicht, die unerforschlichen Fügungen Gottes und die Verklärung der in der Taufunschuld gestorbenen Kinder von ihrem verzweifelten Entschlusse abzubringen.

Die erschreckend hohe Kindersterblichkeit in Afrika! Fehlerhafte Ernährung, fehlerhafte Pflege, Unreinlichkeit, mangelhafte Bekleidung bei großen Temperaturschwankungen und Ansteckung sind die Ursache, daß mehr Kinder sterben als aufwachsen. Ohne jemals ihren Verstand, Willen und ihre Fähigkeiten im Guten betätigt zu haben, müssen sie fort aus dem Leben, die vielleicht einmal lange Jahrzehnte hindurch das verdienstreiche Leben guter Christen geführt hätten. Von den getauften Kindern wissen wir wenigstens, daß sie sicher im Himmel sind. Wie viele Heidenkinder aber sterben jährlich dahin ohne die Taufe! Unsere Christen wissen recht wohl, was sie zu tun haben und selbst heidnische Eltern wünschen immer häufiger die Taufe ihrer sterbenden Säuglinge. Aber wie weite Gegenden sind von den Missionaren noch nicht erfasst,

ganz abgesehen von der oft falschen Taufpraxis andersgläubiger Missionare und überraschenden Sterbefällen. Arme Heidenkinder!

2. Im Eingeborenen-Priesterseminar bei Tropo studiert gegenwärtig ein Schwarzer namens Eduard. Der erhielt einmal die Nachricht, daß seine Mutter im Sterben sei und nach ihm verlange. Schnell bat er um Urlaub, erhielt ihn und mußte nun viele Stunden weit zu Fuß gehen. Er fand die Mutter wohl besser, mußte aber schließlich in der gemeinsamen Hütte mit vielen fremden Besuchern übernachten. Nach der Rückkehr ins Seminar erzählte er einem Pater, daß er froh sei, wieder hier zu sein. Alle seine Angehörigen seien noch Heiden, bis auf zwei Schwestern, die andersgläubig getauft seien. Auch er selber habe ursprünglich einer Sekte angehört, habe aber auf einer Missionschule den katholischen Glauben



„Reich mir mal die Utchivala-Bulle her“.
Eingeborene der Mariannhill-Mission.

kennen gelernt und angenommen und nunmehr finde er für die Idee des katholischen Priestertums bei seinen Angehörigen nicht das geringste Verständnis. Da er schon zwanzig Jahre alt sei, habe man ihn gleich gefragt, wieviel er verdiene und ob er schon ein Mädchen habe. Man habe ihn wohl freigebig bewirtet, aber auch verstehen lassen, daß es für einen jungen Mann mit solchen Aussichten eine Schande sei, noch mit keinem Mädchen bekannt zu sein. Diese oder jene der Anwesenden sehe ihn ganz gern! Schließlich könne er ja niemanden etwas verübeln; aber er sei gern wieder fortgegangen.

Die meisten Befehrungen bringen die Missionschulen. Da ist es dann sehr oft der Fall, daß das Schulkind mit seiner Taufe, seinem Glauben und seinem christlichen Leben ganz allein mitten in einer stockheidnischen und vielleicht auch schon teilweise andersgläubigen Umgebung drinnen steht. Wenn auch oft die Taufe mehrere andere nach sich zieht, so kann

es auch wohl anders sein. Will das Kind seinen Katechismus lernen, heißt es: Weg mit dem Buch, wir wollen plaudern!

3. In der Schule der Missionsstation Kwa St. Josef waren zwei getaufte Schwestern im Alter von 10 und 14 Jahren, deren Vater gestorben war. Nach dem heidnischen Gesetz ist der älteste Bruder des Vaters Erbe von Frau, Kindern und Eigentum. Der Onkel also, Stockbräde, hatte bereits fertige Heiratspläne für die Kinder, wollte sie aus der Schule nehmen und an Heiden verschachern. Die christliche Mutter kommt in ihrer Verzweiflung zum Missionar gelaufen, er soll helfen. Aber er darf doch nichts gegen das Gesetz unternehmen. Die Mutter jedoch will alles wagen. So rät der Missionar, die Kinder sofort auf eine weiter entfernte Missionsstation zu geben, natürlich müsse alles streng geheim bleiben. Der Vater schrieb einige Briefzeilen, daß die Mutter für die Kinder zahlen wolle und sofort machen sich die Mädchen heimlich davon, 14 Stunden weit, nur begleitet von einem kleinen Buben, der sie auf den richtigen Weg führt. Der Onkel tobt, kommt auch zum Missionar und droht, bietet die Polizei auf, mißhandelt die Mutter, aber erfährt kein Wort. Nach einer längeren Weile bringt die Polizei doch heraus, nach welcher Richtung die Mädchen geflohen sind, es hatte sie ein anderer Bube gesehen, und nun kommt der Onkel mit der Mutter und einem Polizisten wiederum zum Missionar. Die Mutter ist voll Angst, der Vater könnte etwas verraten. Als sie aber sieht, daß der sie nicht im Stich läßt, trumpt sie mächtig auf, trotz der Reitpeitsche in der Hand des Polizisten und schreut den Schwager: „Du wirst die Kinder überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen!“ Der beginnt nun zu verhandeln, verspricht, den Mädchen vollständige Freiheit zu lassen, aber heim sollen sie wieder. Schließlich ist er sogar damit einverstanden, daß die Kinder bis zum Schulschluß fortbleiben, da der Vater ihm versichert, daß er den Aufenthaltsort der Mädchen kenne und daß es ihnen gut gehe. Der Heide hielt sein Wort, der Vater hofft sogar auf seine Bekehrung und die Mädchen sind längst daheim. Was aber wäre aus ihnen geworden, hätten sie nicht soviel gewagt oder wäre die Hilfe Gottes nicht so offensichtlich gewesen?

4. Ein schlechtes Negerweib hatte bereits ein halbes Duzend Kinder von verschiedenen Vätern. Die Kinder waren ihrem liederlichen Leben natürlich hinderlich und so begann sie dieselben zu verschenken. Das letzte, ein gewecktes Mädchen von 6 Jahren, brachte sie einem unserer Missionsbrüder und drang so lang in ihn, bis er es wirklich annahm. Er ließ sich vor Zeugen und nach gesetzlichem Brauch das Kind übergeben, ließ es in einer Missionschule erziehen und heute ist das Kind längst eine angesehene Lehrerin. Sie ehrte immer den alten Bruder in anhänglicher Dankbarkeit als ihren Vater, während ihre Mutter ganz verschollen ist. Vor kurzer Zeit hat diese schwarze Lehrerin einen braven, katholischen Burschen geheiratet. Derselbe war in der Hafenstadt Durban auf Arbeit und hatte seiner heidnischen Schwester nach Hause geschrieben, sie möge ihm ein braves Mädchen suchen, er wolle, wenn er genug verdient habe und nach Hause komme, heiraten. Die Heidin hielt wirklich still Umschau und ihr Blick richtete sich, ohne daß sie deren Beruf und Religion noch kannte, auf die Lehrerin. Die Heirat kam wirklich zustande und ist eine glückliche. Aber vorher hatte die Lehrerin wie eine ordentliche Tochter die ganze Angelegenheit mit ihrem Ziehvater beraten und sie ehrt diesen heute noch, besser wie manche leibliche Tochter ihre Eltern.

(Fortsetzung folgt).

Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahler

(Fortsetzung)

Als sie heimkam, nahm sie den Brief und ging zum Vater hinunter. Schweigend legte sie ihn in seine Hand. „Gib ihn auch Tante Elisabeth. Aber sonst niemand.“ Sie lächelte ihm zu und ging wieder.

Pirrholt schnitt das Lächeln ins Herz. Ja, so war sein Kind. Kein Klagen, keine Duldermiene, keine überstürzte Handlung. Und er wußte doch, daß sie soeben die köstliche Erfüllung eines kaum gefannten Ideals begraben hatte. Wie es auch sein mochte, den Weg würde sie nicht verlieren.

Auch als er voll tiefer Bewegung den Brief Mehrens gelesen hatte, machte er keinen Versuch, Maria zu einer Aussprache zu bewegen. In dem Gedanken, daß alles Gute und Große aus Leid geboren wird, ließ er den Dingen ihren Lauf.

Ruth Heltorf kam von ihrem täglichen Spaziergange zur Bergkapelle zurück. Dort auf der alten Bank, im Schatten des Kirchleins, wehte sie alle Tage der Erinnerung eine Stunde.

Heute mußte sie immer an Maria Pirrholt denken, die einzige, der sie in der Pensionszeit innerlich nahegekommen war. Ob die Vorsehung sie beide schon damals für gleiches Geschick bestimmt hatte?

So vieles hatte sie in Rudolf Mehrens ganzem Wesen an Herbert gemahnt. Darum bangte ihr für Maria. Wie würde sie es tragen?

Schon in Valkenburg galt sie als Klosterkandidatin. Wenn in einem Theaterstück eine Nonnenrolle zu vergeben war, dann spielte sie immer Maria Pirrholt in vollendeter Weise.

Da war nur das einzige Bedenken gewesen, daß sie der letzte Sproß des alten Patrizierhauses war. Und nun —? Ob auch ihr Weg, so sonnenfroh begonnen, in einem Herbst ohne Ernte und Hoffnung?

Eine träge Resignation lag Ruth bleiern im Gemüt. Ob das jene Art von Welterschmerz war, den sie früher manchmal belächelt hatte? Jedenfalls würde sie ihn als etwas Unhaltbares abschütteln müssen. Wenn sie es nur könnte!

Eine barmherzige Schwester begegnete ihr. Ihr Auge leuchtete auf.

„Schwester Melitis! Grüß Sie Gott!“

„Grüß Gott, Fräulein Heltorf!“

„Nun, wieder auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho? Wo haben Sie denn den Zerfallenen?“

Hier oben im dritten Stock. Kommen Sie nur mit!“

Ruth folgte der Schwester, fast ohne Bewußtheit, in ein hohes, graues Haus und stand nach ein paar Minuten an einem — Sterbelager.

In blaugewürfelten Kissen lag ein junges todbleiches Menschenkind. Ruth erschauerte. Sie ahnte, hier schwebte der Fürst der Schatten über einem Opfer. Eine Lust, fremd und voller Geheimnisse, wehte sie wie von Ewigkeitsufern an. Es war zum ersten Male, daß sie Zeit und Ewigkeit sich begegnen sah.

Alle Müdigkeit war von ihr abgefallen. Sie konnte den Blick nicht von dem weißen, schreckhaft abgezehrten Gesicht des jungen Kindes lassen. Das Jenseitige warf bereits einen ersten Schein auf die schmalen, vom Fieber ausgehöhlten Wangen, auf denen heftige Rosen brannten.

Mit hingebender Liebe umsorgte Schwester Melitis das sterbende Kind der Armut, trocknete ihm mit ihrer bearbeiteten Hand den Todessehweiß von der Stirn, flüsterte ihm tröstende Mutterworte zu.

Die Kranke wurde unruhig. Die Seele drängte aus ihrem zerbröckelnden Erdenhaufe.

Ruth war auf die Knie gesunken und sah erschüttert dem letzten Ringen zu. Trotz des furchtbaren Ernstes der Stunde hatte dieser Kampf nichts Schauriges für sie.

Wohl eine Stunde lang kniete sie am Fußende des Bettes. Schwester Melitis hielt den in letztem Aufbäumen sich wehrenden Körper in ihren Armen. Bis die Sterbende ganz still wurde. Die Angst war nur äußerlich, körperlich gewesen. Als der vom Heimatdrang der Seele überwundene Leib sich seinem Geschicke ergab, zog ein süßer Friede über das weiße Gesicht.

Ein leises Lächeln . . . ein staunendes Aufleuchten der großen Kinderaugen, die nie das Licht der Erde geschaut hatten . . . ein langer, tiefer Atemzug . . . eine letzte Träne . . . und die schöne Seele der blinden Anneliese war zu ihrem Gott gegangen.

Ein Weilschen noch hielt Schwester Melitis die Entschlafene in ihren Armen, während der Priester die Sterbegebete betete. Als sie die tote dann sanft wie eine Mutter aufs Lager zurückgleiten ließ, sah Ruth eine Träne auf das noch lächelnde Gesicht der toten Blinden fallen.

Sie sah voll Bewunderung auf die Nonne, sah die Ergriffenheit in dem feinen Gesicht. Was der alte Graf Raueneck, der Ahnenstolze, wohl sagen würde, wenn er die Komtesse Isa Maria, seine Enkelin, in dieser Armeleutefammer bei ihrer Samariterarbeit sehen könnte —?

Leise beugte sich Ruth über die Tote und strich ihr über die schmale, weiße Hand. Dann wandte sie sich zur Schwester Melitis und sprach mit zitternder Stimme: „Schwester, warum nehmen Sie mich nicht eher einmal mit?“

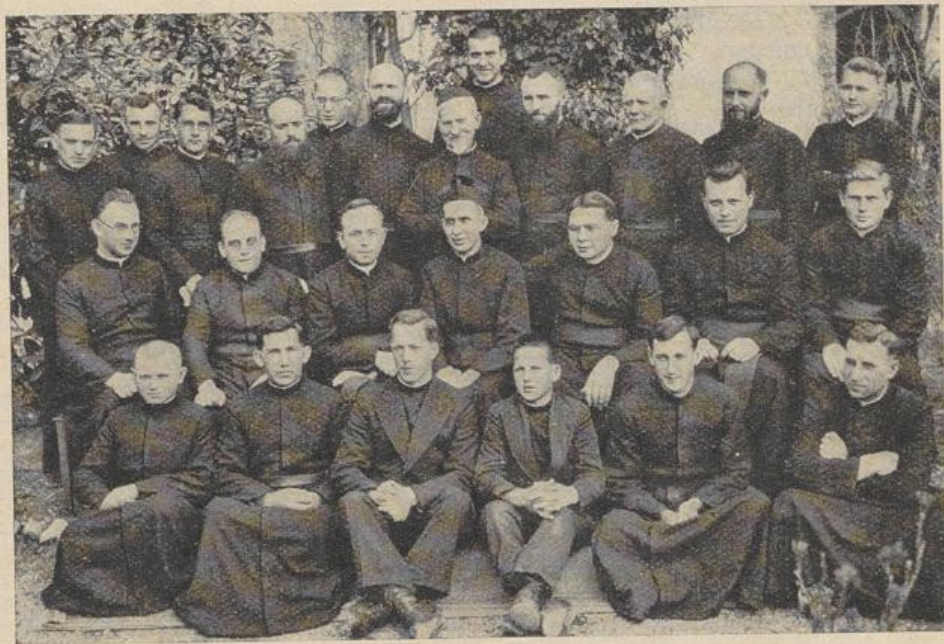
„Ja, wir hätten Sie gebrauchen können,

Ruth sagte zu und ging heim. An der Stätte des Todes hatte ein neues Leben in ihr zur Geburt gedrängt. Ihre Seele war ganz erfüllt von jener hohen Liebe, die am eigenen geliebten Ich vorübergeht zu den Armen, Glücklosen, Einsamen, Mühseligen.

Acht Tage nach diesem Geschehnis bat sie die Eltern, bei Frau Karitas in die Lehre gehen zu dürfen.

„Also doch eine halbe Nonne!“ bemerkte der Onkel voll Ironie.

„In Bibil!“ lächelte sie. „Sieh zu,



Ordensgemeinschaft von St. Josef, Altdorf (Schweiz)

besonders seit das blinde Kind so allein war und arm.“

„Ich ahnte ja nicht, daß . . . es so etwas gäbe, solche Armut und Verlassenheit.“

„Ja, es ist hart, besonders, wenn Armut und Not die Hausgenossen geprüfter Dulder sind wie hier. Und es gibt solche Kammern wie diese hier viele.“

Ruth drückte der Schwester die Hand. Sie war ergriffen bis in die letzte Faser.

„Schwester Melitis, ich danke Ihnen. Sie sandte die Vorsehung mir heute in den Weg. Nicht umsonst. Wenn Sie mich gebrauchen können, ich bin zu jeder Stunde bereit. Bin nur noch ganz ungeschickt.“

„Mitnichten! Ich sehe nur ein gutes, hilfswilliges Menschenkind. Wenn Sie morgen einmal zu mir kommen wollen? Sie machen mir eine Freude.“

Onkelchen, daß ich an dir nicht meine ersten Versuche mache.“

„Bleib mir vom Leibe mit Pflastern und Pillen. Aber zur „blauen Villa“ dürftest du mal mitkommen. Campalla steckt in schlechten Hefen. Melitta hat er auch weggegrault.“

„Soll ich Schwester Melitis einmal darum angehen? Ich könnte dann mitgehen.“

Der Justizrat gab keine Antwort. Aber ein Blick traf sie voll lächelnden Sarkasmus, der zu sagen schien: „Campalla und eine Nonne! Welche Idee!“

Frau Mathilde segnete Ruths Entschluß. So war's ihr recht. Fremde Wunden würden sie die eigenen vergessen lassen. Aber eine leise Sorge hatte sie doch.

„Kind, wenn du nicht doch weiter denkst! Du weißt, es gäbe Onkel den Rest. Aller-

dings, wenn es Beruf wäre! Aber so

„Keine Not, Lantchen! Für einen Flug, wie dein Sohn ihn gewagt, reicht's bei deinem Töchterchen nicht. Und ein halbes Herz ins Kloster bringen, . . . dafür sind wir zu stolz.“

Am dritten Tage ihres praktischen Pfluges ging Ruth, ganz in Gedanken, durch einen Flur der Klinik. Da kam einer der Assistenzärzte auf sie zu. Ein überraschter Blick beiderseits. Und er reichte ihr erfreut die Hand.

„Mein gnädiges Fräulein, gestatten Sie: Hans Reinert, weiland Ihr ergebener Ritter vom Gondelfest am See. Darf ich annehmen, daß auch Sie sich erinnern?“

Ruth war angenehm überrascht.

„Ah, von der ‚Burgundia‘? Gewiß erinnere ich mich noch meines Kavaliere. Freut mich sehr, Sie wiederzusehen. Aber — wie kommen Sie in unser Städtchen?“

„Seit acht Tagen bin ich Sekundant unseres verehrten Sanitätsrats. Das erste Einarbeiten ließ mich den Weg zum See noch nicht finden, wünschön es mich drängte, da ich liebe Grüße abzuladen habe.“

Ein großes Fragen stand in Ruths Augen, das rührte ihn. Sie senkte die Augen unter seinem forschenden Blick.

„Ja, denken Sie sich die erbärmliche Kleinheit des Erdkreises,“ fuhr er fort. „In Rom, bei Sankt Peters Obelis, rennt Minderbruder Helmuth — Sie kennen ihn gewiß noch — unsern guten Herbert beinahe über den Haufen. Und ich Barbar jage Hochdero Vetter, Frater Werner, der als ehrwürdiger Vagabundus von Gottes Gnaden meine Heimatgaue durchwanderte, auf ein Haar in den Straßengraben. Als ich den frommen Bruder ‚Fidelio‘ so selbstverständlich der losen Horde — meine Nichtsnutzigkeit an der Spitze — Platz machen sah, ich hätte an ihm zum Mörder werden können. Aus lauter Bewunderung natürlich.“

Ruth hörte hungrig zu.

„Eine Menge Grüße soll ich ausrichten. Und — daß er sehr glücklich sei.“

„Danke! Das letzte — freut mich besonders. Wie sollte es auch anders sein! Was er tut, tut er ganz.“

Ein rührender Ausdruck der Ergebung war in ihrem Gesicht.

Reinert sah es, und das ganze tragische Geschick dieses Menschenkindes ging in plötzlichem Begreifen durch seine Seele. Ihre eigenartige, ernste Schönheit machte ihm einen tiefen Eindruck.

„Herbert, törichtes Knabe!“ fuhr es ihm durch den Sinn. Daß Jakob von Sichern einst sieben und nochmal sieben Jahre um seine Rachel hatte dienen können, das be-

griff er nun. Diese Ruth Heltorf war mehr als Rachel.

„Wann sehen wir Sie bei uns?“ fragte Ruth.

„Vielleicht morgen. Augenblicklich ist Hochdruck hier im Hause. Aber was sehe ich? — Samariterin? Ich bin ganz Bewunderung!“

Ruth lächelte. „Ich glaube in Ihrem und meiner Verwandten Sinne zu handeln, wenn ich sie bitte, sich Grad und Lad usw. zu schenken und in Gemütlichkeit einfach zum Tee zu kommen. Zur offiziellen Stunden würden Sie meinen Onkel auch schwerlich treffen.“

„Mit Vergnügen! Grüße und Empfehlung einstweilen. Bis morgen!“

Es wurden Stunden heiterer Gemütlichkeit, die Dr. Reinert am folgenden Abend in der Wernerischen Villa verlebte. Als er auf Herbert zu sprechen kam, stieg eine Wolke in des Justizrats Stirn. Da wußte Reinert Bescheid und berührte das Thema nicht mehr.

Er fand Herberts Vater sehr verändert. Hier und da zogen sich bereits weiße Fäden durch das früher so tiefschwarze Haar. In seinem ganzen Wesen lag die müde Interessenlosigkeit eines Menschen, der ohne Sinn und Zweck dahinglebt.

Dr. Reinert konnte sich nur schwer von dem kleinen behaglichen Kreise trennen. Der Gedanke an Herbert und sein ungeheures Opfer verließ ihn keinen Augenblick. Der Gegensatz schien ihm zu schroff. Diese feinen Menschen, dieses vornehme, behagliche Milieu und die kühle, arme Klosterzelle! Das mochte ein anderer begreifen. Er, der lebens- und schönheitsfrohe Hans Reinert, faßte es nicht, — nun erst recht nicht.

Warum nicht, das wollte er sich nicht eingestehen. Wollte er sich selbst nicht gelten lassen, daß er vom ersten Augenblicke an unter dem Zauber von Ruth Heltorfs Eigenart stand.

„Wie Nestenduft, herb und würzig zugleich,“ empfand er die Sphäre, die das seltene Mädchen umgab. Ja, wenn ihm solch eine Blume an seinem Wege früher einmal geblüht hätte, er wäre nicht bis zur Stunde so unverwundet von Amors Pfeilen geblieben.

Einen Augenblick hielt er Ruths Hand, als er gehen wollte. Eine Frage war auf seinen Lippen. Doch Werner und Frau Mathilde kamen ihm zuvor.

„Hoffentlich sehen wir Sie öfter bei uns, Herr Doktor? Sie wissen, ein wenig heitere Gesellschaft tut unserem stillen Hause gut.“

Reinert verbeugte sich. „Mit Vergnügen! Ihnen und der edlen Frau Musika werden meine Mußstunden gehören.“

„Ah, Frau Musika?“ freute sich Ruth.

„Da können wir der hohen Dame ja zusammen huldigen.“

„Sehr wohl. Doppelter Dienst — doppelter Genuß!“

Reinert ging in Gedanken verjunken heim. Seine mit so viel Kunstsinne eingerichteten Räume kamen ihm plötzlich öde und seelenlos vor.

„Brachtmenschen, diese Werners! Patrizier!“ murmelte er, ließ sich tief in seinen Klubstuhl sinken und begann zu träumen. Hans Reinert, der Realist, der gewohnt war, nur mit Wirklichkeiten zu rechnen, träumte . . .

Die von der „Fidelitas“ konstatierten überhaupt seit langem, daß der „Sturm“ seit einiger Zeit schrecklich solide geworden sei. Er wußte es selbst. Und wer ihn jetzt am Abend so gedankenschwer dastehen sah, der mußte glauben, daß er sich mit Haut und Haaren dem tiefsten Lebensernst verschrieben habe.

Wer die Schuld an dieser „Bekehrung“ hatte — ein junger Nobize mit ernstem Äußerengesicht, und nun noch ein schmales Mädchenantlitz mit braunen, traurigen Augen —, das jagte Reinert keinem. Mochten sie es seinem ernstesten Berufe zuschreiben.

Mit einem Machtwort rief er seine unbotmäßige Phantasie zurück. „Hände weg, alter Hans! . . . 's ist Edelwild . . . Läßt sich nicht erjagen von solch plumpem Weidmann . . . Bist halt zu fremd auf hoher Alp . . . Könnt dir den Hals brechen,“ fiel er in die alte Selbstironie, während er sein Schlafkabinett aufsuchte.

Als er am andern Morgen Ruth Helter in der Klinik wieder sah, begannen die lästigen Kombinationen aufs neue. Ihm war, als sei es ganz allein ihre weiche Hand, die die Wunden der Kranken heile, ihr still sonniges Wesen, das die Stätten der Schmerzen durchwärme. Er konnte sich das Haus der Wunden nicht mehr ohne ihr wohlthuendes Wesen denken. So vergingen Wochen, Monate. Reinert wußte es längst, das er sich aus dem Banne des eigenartigen Mädchens nicht mehr befreien könne. Oder es gäbe eine schlimme Krise. Und solche hatte Hans Reinert von jeher gerne andern überlassen. Er hatte sich einer so ernsten Neigung nie für fähig gehalten. Nach manchen bunten Schmetterlingen hatte er gehascht, sich mit ihnen vergnügt in der Sonnenwelt der Münchner Salons. Dann waren sie im dabon geflogen, ohne daß er sich nach ihnen umgeschaut hätte. Waren eben Blumen, die in jedem Garten blühen. Was hatte er damals geahnt von

dem Edelweiß der Alpenfirnen, das der, der es einmal gesehen, nie mehr vergessen kann.

Von der Ehe hatte er nie eine sonderliche ernste Auffassung gehabt. Für die Frau mochte sie ein ganzer Lebensinhalt sein, für den Mann, der Mitten im „feindlichen Leben“ steht, schien sie ihm eine recht nützliche Einrichtung, von der er nachdem er alles andere erreicht, Gebrauch machen oder die er, je nachdem, andern überlassen könne. Heute begann er bereits das himmelhohe Glück, aber auch die tiefe Tragik zu ahnen, die dieser Begriff für Menschen, ob Mann oder Weib, bedeuten kann.

Er fühlte es tief, es waren nicht nur seine Sinne, die nach dem Besitze dieser stolzen Mädchenblüte verlangten. Nach dem Heiligtum dieser keuschen Frauen Seele zog es die seine.

Würde Herbert ihm zürnen, wenn er in diesen streng gehüteten Garten eindringe? Sicher nicht. Im Gegenteil, Ruths herbe, selbstgewählte Vereinsamung mußte wie ein Schatten auf seinem Wege liegen, der ihn zwar nicht behinderte, aber doch quälte.

Schon damals, als er als Herberts „Leibbursch“ einige Tage bei Werners zu Besuch weilte, hatte Ruths Eigenart ihn mächtig angezogen. Er hatte den Freund beneidet.

„Nimm dich in acht, daß ich dir nicht in den Kuhl hüte!“ hatte er ihn fest geneckt, als er bei einer Eispartie Ruths Partner war. Herbert hatte nur gelächelt, wie einer, der sorglos in sicherem Besitze ist.

Nach solchen Träumereien gab es für Reinert allemal ein energisches Aufstehen. Mochte es sein, wie es wollte, an einer unglücklichen Liebe zu sterben, dazu verspürte er nicht die geringste Lust. Aber froh war er doch, als nach Verheiratung seiner jüngsten Schwester die Mutter zu ihm kam und Hans mit Heim und Herd unter ihre Ob Sorge nahm. Sie bannte die Einsamkeit aus seinen Pfählen und machte aus ihm wieder den alten fröhlichen Jungen von einst, da er unter drei jüngeren Schwestern nur der „rote Junge“ hieß, im Städtchen der „Schalkhaus“, vor dem nicht Spatz noch Spitz noch Mädchenzopf sicher war.

Im Park der „blauen Villa“, genannt nach der die weißen Mauern rings umwuchernden Klematis, sangen Drossel und Nachtigallen ihre ersten Liebeslieder. Königin Sonne küßt in Lenzübermut taujende schlafende Blumenkinder wach.

Drinne hinter dunkel verhangenen Fenstern aber wohnen Geister, die großend auf die lichte Frühlingspracht schauen: düstere Schwermut und Verzweiflung.

Giacomo Campalla ist der finstere Bewohner dieses kleinen Paradieses, das ihm längst zur Hölle geworden ist.

Nur seine alte, treue Amme und ein halbtauber Diener haben bis jetzt bei dem unheimlichen Manne ausgehalten. Alle andern, auch die kleine Melitta, die er als Vermächtnis der einzigen Schwester mit aus dem Süden gebracht, sind geflohen, zu Zeiten, wenn Campalla seine Wutanfälle bekam.

In solchen Stunden verfluchte er die ganze Welt und sich selbst. Und den „Galläer“, der ihn nicht besiegen soll.

Auch die Logenbrüder, seine mächtigen Freunde verlästert er, weil sie ihn im Stiche lassen, ihn, der ein halbes Leben lang für ihre Zwecke gearbeitet hat. Nun ist er schwachmatt — — und sie lassen ihn fallen wie ein verbrauchtes Rad. Warum? Er weiß es. Der alte Graf Rauened ist beim ersten Sichtsfall zu Kreuze getrohen. Hat sein hysterisches Mündel aus dem Kloster heimgelassen. Und Werners Weib und Tochter sind Kirchenläufer nach wie vor. Und die ekelste Teufelei: Sein Einziger ist Kuttenmönch. Dafür liegt nun der Groll der Loge auf ihm. Er möchte in die Tiefe fahren und Luzifer dafür hängen.

Campalla ist nur Halbtaliener. Sein Vater hatte auf einer Reise durch Süd-deutschland bei einem Winterfeste in der fröhlichen Markstadt die schöne, blonde Gisela Werner, des jetzigen Justizrats Schwester, kennengelernt. Die beiden so verschiedenartigen Menschen hatten sich im Sturm gefunden. Und schon bald führte der Italiener das angebetete Mädchen mit sich in seine südliche Heimat in Venedig, trotz des unerbittlichen Widerstandes des alten Justizrates, der seine Tochter lieber einem deutschen Handwerker als einem welschen Marchese gegeben hätte. Gisela aber, wie der Vater und Bruder von leidenschaftlichen-troziger Gemütsart, ließ nicht von dem feurigen Romanen. Und so ließ der Vater sie ziehen, brach aber jede Verbindung mit ihr ab.

Als der alte Werner längst gestorben und sein Sohn Kurt Rechtsanwalt und später Justizrat in seiner Vaterstadt geworden war, tauchte Giselas Sohn Giacomo in seiner Mutter Heimat auf und erwarb die gerade unter dem Hammer liegende „blaue Villa“.

Ob es nur die Pietät für seine deutsche Mutter war, die ihn dazu bewog? Keiner glaubte es.

Im Städtchen erzählte man sich, daß andere dunkle Betweggründe ihn hergetriebe hätten. Die Kirche mied er. Und beten hatte den schwarzen Campalla noch keiner gesehen. Dann und wann waren die Fenster des Untergeschosses der Villa bis tief in die Nacht erleuchtet, nach außen aber abgedämpft. Dann hatte der Italiener seine geheimnisvollen Gesellschaften. Was es für Freunde waren, die dann mit dem Nachtzuge wegfuhren —? Keiner kam so recht dahinter. Nur das wußte jeder, daß Justizrat Werner an solchen Abenden nie daheim war. Und daß seine Gattin und Nichte — wie das Wernerische Hausmädchen erzählte — dann immer verweinte Augen hatten.

Gisela Campalla, daheim in einer glau-benskalten Atmosphäre aufgewachsen, früh mutterlos geworden, hatte den Trost der Religion erst kennengelernt, als Leid und Enttäuschung über sie kamen. Für Renato Campalla, den heißblütigen Italiener, war die kühle, vornehme Deutsche nur eine pitante Abwechslung gewesen. Mit ihrem Besitz war der Reiz schon halb verslogen. Er war kaum ein Jahr mit ihr vermählt, da hatte ihre stolze Jugendhaftigkeit ihn gelangweilt. Und er hatte sich wieder seinen glutäugigen Landsmänninnen zugewandt.

Gisela war eine viel zu stolze Natur, um eine erloschene Liebe zu betteln oder ihre grenzenlose Enttäuschung und Entwürdigung zur Schau zu tragen. Sie barg ihren Schmerz in ihrer Kammer und wurde eine einsame Frau. Langsam verblutete sie nach innen. Sie begann hinzusiechen, und nur die aufopfernde Liebe ihrer treuen Dienerin, die sie von daheim mitgebracht, ließ ihr trauriges Leben ertragen. Und die Religion, die die Geprüfte wie eine treue Mutter ans Herz nahm, als ihr Kreuzweg mit all seinen Erniedrigungen begann.

Donna Gisela hatte im stillen gehofft, ihre beide Kinder Elena und Giacomo in ihrem Sinne erziehen zu können. Doch sie hatten beide das leichte, unbeständige Naturell des Vaters geerbt.

Das war die letzte bittere Passion der unglücklichen Mutter, als sie ihren Sohn als offizielles Mitglied der Loge und Elena als Gattin eines ihrer fanatischsten Vertreter sah. Das gab ihr den letzten Stoß. Ohne je ihre Heimat wiedergesehen zu haben, von ihrem Gatten verlassen, von ihren Kindern als Religionsfanatikerin bespöttelt, legte sie ihr Herz in fremder Erde zur Ruhe. Ihr letztes Wort war eine flehende Bitte an die alte, treue Dienerin: „Ich beschwöre dich, Hanna, laß die Seelen der Meinigen nicht aus der

Hand! Ich bete im Himmel, du auf Erden."

Bald darauf starb auch Renato Campalla, ihr Gatte. Und Elena, deren Gatte Weib und Kind schon ein Jahr nach der Vermählung verlassen hatte. Sterbend gab sie ihr Kind, die kleine Melitta, ihrem Bruder in Obhut, das Lamm dem Löwen.

Als dann der junge Giacomo vom Großorient als Vertrauensmann nach Süddeutschland geschickt wurde, erreichte es Hanna, daß er sie als Wärterin des Kindes mitnahm. So konnte sie ihr der Herrin gegebenes Versprechen einlösen und die kleine Melitta vor dem Einfluß des Onkels schützen. Zum größten Teil war ihr dieses gelungen, da Campalla sich nicht allzubiell um die Geistesrichtung seiner Nichte kümmerte und Hanna in Frau Werner und Ruth Heltorf tatkräftige Stützen fand.

Melitta Morlano, die im Wesen und Charakter ihrer deutschen Großmutter ähnelte, war bei Werners wie daheim. Ihr größter Schmerz war, daß Tante Werner und Ruth nie zur „blauen Villa“ kamen. Nur der Onkel. Und wenn der kam, dann konnten sie die kleine Melitta nicht bei ihren Unterhaltungen gebrauchen. Warum, das ahnte das arglose Kind nicht.

Nun war Melitta achtzehn Jahre alt. Da zeigten sich bei ihrem Onkel die ersten Symptome eines unheilbaren Leidens, das ihn mit der Zeit zum verzweifeltsten Menschen und zum Quälgeist seiner Umgebung machte. So kam es, daß alle seine Untergebenen aus seiner unheimlichen Nähe flohen. Als letzte Melitta. In einer Stunde, da er Gott und Menschen und Himmel und Hölle verfluchte, hatte Melitta schlichtern einmal gewagt, ihn zur Geduld zu mahnen. Mit einem furchtbaren Fluche hatte er ihr sein Wasserglas an den Kopf geworfen und sie aus seinem Hause gewiesen.

Sie war gegangen. Ihr graute vor dem düstern Manne. In einem nahen Pensionate wartete sie die Entwicklung der Tragödie in der „blauen Villa“ ab. Heute hatte Campalla einen seiner schlimmsten Tage. Er stöhnte laut. Die gräßlichen Schmerzen, die ihm in den Eingeweiden wühlten, machten ihn rasend. Der Gesang der Vögel vor seinem Fenster brachte ihn in Wut.

„Elendes Leben, das solch blöden Kadavern mehr Recht gibt, zu vegetieren, als uns, den Herren der Welt. Mir läßt's nichts, als zu verenden wie ein Vieh.“

Er griff zum Morphinumsfläschchen, aber die lange Gewöhnung beeinträchtigte die Wirkung. Und so begannen die

Schmerzen nach kurzer Unterbrechung aufs neue.

„Daß der verfl... Pissendreher nicht endlich so viel Mut hat, mir den Opadentranke zu geben," knirschte er ingrimmig. „Wird auch einer sein von den feigen Subjekten, die vor den Rutten rutschen.“

Wild sprang er von dem Ruhebetto auf und raste im Zimmer auf und ab, bis er erschöpft wieder hinsank.

„Wenn nur Werner käme! Ist auch nicht mehr der alte. Die Unnade der Loge mag ihn drücken. Was erzieht er seinen Jungen auch für Aschensat und Weihwasser?“

Stöhnend wandte er sich von einer Seite zur anderen. Dann griff er heftig zur Schelle und läutete anhaltend. Die alte Hanna stürzte herein.

„Schick Friedrich zu Justizrat Werner. Er soll zu mir kommen. Zum Henker, er soll mir helfen, oder...“ Ein furchtbarer Fluch... Hanna war vieles gewohnt, aber sie zuckte zusammen unter der unerhörten Lästerung und griff heimlich nach dem Kreuze ihres Rosenkranzes.

Dann wagte sie zaghaft einen Vorschlag, zu dem sie bisher nie den Mut gefunden hatte. Aber nun, da Melitta nicht mehr da war. — —

„Wenn der Herr es nur einmal erlauben würde, ich wüßte ihm eine Pflegerin, ... gut und treu, ... daß es sicher besser würde. Sie hat meiner Base und der armen Annelies beigegeben wie ein leibhaftiger Engel. Fräulein Ruth ist mit dabei gewesen.“

„Zum Teufel, bleib mir mit deinen Engeln vom Leibe! Wird irgend so ein knöchern Gespenst unten aus eurem Kloster sein, das mir statt Morphinum Weihwasser gibt... Und eine Rutte steht gleich dahinter!“ schrie er wütend und lehnte das Gesicht zur Wand.

Hanna schwieg bestürzt und ging, den alten Friedrich zur Stadt zu schicken.

Es dämmerte bereits als Justizrat Werner mit Ruth zur blauen Villa ging. Ruth hatte eben ihr Pflegerinnenexamen gemacht und war sofort bereit, zu dem bisher gemiedenen Manne mitzukommen.

Ein unbeschreibliches Gefühl ging ihr durch die Glieder, als sie das Zimmer des Mannes betrat, der ihr von jeher unheimlich gewesen war. Sie wußte nur zu gut, wo der Onkel seinen Haß gegen Gott und Religion in solcher Unversöhnlichkeit eingefogen hatte. Der Vetter aus dem Süden hatte ihm das letzte, tödlich wirkende Gift, das den eigenen Sohn dem beschworenen Prinzip opferte, eingegeben.

Die Erlösung ging es über des Kranken Züge, als die beiden bei ihm eintraten. Interessiert und überrascht haftete sein Blick auf Ruth. Er fand sie verändert und äußerte es.

„Das mag stimmen,“ nickte Werner. „An Operationstischen und Krankenbetten blühen keine Rosen. Das weißt du auch.“

„Ob ich's weiß!“ stöhnte Campalla. Der Schmerz entstellte unjählich sein verfallenes Gesicht. Er wand und krümmte sich.

Hilfsbereit eilte Ruth ihm zur Seite. Ihr geübter Blick hatte es gleich erkannt, hier war jener türkische Würger am Werke, der sein Opfer nicht läßt, bis er mit ihm in die Grube steigt. Sie gab dem Armen eine harmlose, schmerzlindernde Gasse, machte wohlthuende Aufschläge und brachte ihn mit Hannas Hilfe zu Bett.

„Gott vergelte es Ihnen, Fräulein, was Sie an meinem armen Herrn tun,“ sprach die treue Dienerin glücklich. „Und denken Sie auch ein wenig an seine Seele!“

Ruth versprach es gern.

„O, solch rührende Treue einfacher Menschen!“ dachte sie. „Die großen Freunde haben ihn verlassen; diese Frau aber, die er stündlich schmähzt, hält bei ihm aus.“ Sie sprach auf dem Heimweg mit dem Onkel darüber.

„Hm, wird wohl ein lohnendes Legat in Aussicht haben. Kommt ihr auch zu,“ gab er leicht hin zurück.

„Ein solches erhielt sie, wie ich von Schwester Melitis weiß, bereits von Campallas Mutter, und so reichlich, daß sie auf ihren Lorbeeren ausruhen dürfte. Und doch bleibt sie auf ihrem schlimmen Posten. Onkel, sie erwartet ein anderes Legat: ihres Herrn Seele und“ — sie zeigte zum Sternenhimmel — „ein schönes Plätzchen da oben.“

Werner zuckte die Schultern, murmelte etwas von „Hundetreue“ und schwieg. Vergleichend ging über seinen Horizont.

Es war ein schroffer Gegensatz, die milde, wonnige Mainacht mit ihrem großen Frieden, der stille See, über dem die Leuchtstäber schwirrten, und das düstere Krankenzimmer mit jener ruhelosen, von Dämonen gefesselten Seele.

Von da an wurde Ruth Heltorf tägliche Besucherin in der „blauen Villa“. Wenn Campalla seine Anfälle bekam und sich fluchend auf seinem Lager wand, dann rief er nach „Fräulein Ruth“. Wenn sie dann vor ihm saß und beruhigend auf ihn

einsprach, dann biß er die Zähne zusammen, um ihr seine Schwäche nicht zu zeigen. Dann fragte sie ihn wohl nach seiner Mutter, nach seiner Kindheit, nach seiner sonnigen Heimat. Ein sehnächtiger Zug zog jedesmal über sein vergroßtes Gesicht, wenn sie ihn von seiner Mutter sprechen hörte. Für kurze Zeit vergaß er dann sogar seine Schmerzen. Was er in solchen Momenten verschwie, das verriet er übertollend in nächtlichem Fieberwahn. Dann rang er in wilden Phantasien mit dunklen Mächten, die ihn nicht lassen wollten. Dann wieder sprach er in weichen südlichen Lauten zärtlich zu seiner Mutter und ersuchte ihre Verzeihung für seine Knabenstrolche. Und einmal lauschte Ruth erschüttert, wie er in abgebrochenen Worten erste süße Kindergebete zum „Jesuslein“ und zur „Madonna“ stammelte. Ein Lächeln glitt dann über die düsteren Züge. Es war, als schwebte ein verirrter Engel durch ein Dämonenreich.

In solchen Stunden sah Ruths Traumgeist einen fröhlichen Knaben von einer zärtlichen Mutter behütet unter Pinien und blauem Himmel spielen, süßlich glutvolles Feuer im Auge, unbewußte Unschuld im Herzen. Was mochte einst den Knaben oder Jüngling auf die dunkle Bahn gelockt haben —? Schlimme Freunde —? Schlechter Sektküchen seelenmordendes Gift —? Die betörende Sünde —?

Dr. Reinert, dem der alte Sanitätsrat Keeling die Sorge für dieses tragische Krankenlager übergeben hatte, hatte des öfteren Gelegenheit, Ruth in der heroischen Art ihres Samariterberufes walten zu sehen. Wenn er sah, wie sie Campallas wildes Aufbegehren, seine Lasterreden mit verzeihendem Gleichmut ertrug, immer dieselbe, dann hätte er vor ihr niederknien mögen und bitten: „Bleib bei mir. Laß uns zusammen gehen zu dem steilen Berge, wo das Ideal wohnt.“

Längst waren sie Kameraden geworden, mit gleichen Interessen, sowohl am Operationstische, an dem Ruth mit Anspannung letzter Nervenkraft aushielt, wie in köstlichen Feierabendstunden, wenn sie in Beethovens und Mozarts Wundergärten lustwandelten. Oder auf Dantes und Michelangelos Spuren die ergreifende Tragik der Vereinsamung großer Geister nachempfanden.

„Zu stolz und weich, um glücklich je zu sein . . .“ zitierte Ruth im Mitgerissensein von Dantes und Beatrieces herdem Geschick einmal ein Dichterwort, das den großen Verbannten meinte.

(Fortsetzung folgt).